Graf von Benjowsky.

Zweiter Band.

Graf von Benjowsky.

Historischer Roman

von

Louise Mühlbach.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Der Graf von Benjowsky.

Zweiter Band.

VII.

Der Schwur.

Seit vier Wochen befand sich Graf Moritz von Benjowsky auf dem Schlosse Panta als Gast seines Verwandten, des polnischen Starosten Grafen Joseph Pulawsky. Zu ihm hatte er sich gewendet, als er traurigen, gramerfüllten Herzens das Schloß seiner Väter verlassen hatte, um sich zu retten vor den Mordanschlägen seiner Schwäger. Keine Nachricht war seitdem zu ihm gelangt, obwohl er klagend und beschwerend sich an das kaiserliche Hofgericht in Wien gewandt und von demselben verlangt hatte, ihn von Rechtswegen einzusetzen als Herrn und Gebieter in sein rechtmäßiges Erbe, und die Usurpatoren aus demselben zu vertreiben. Er hatte

diese Klagschrift durch einen expressen Boten, seinen alten treuen Diener Caspar, nach Wien gesandt, aber keine Antwort war ihm bis jetzt geworden, und in schmerzlicher Erwartung schlichen dem jungen Grafen die einsamen, öden Tage auf Schloß Panta dahin. Graf Joseph Pulawski hatte seinen Verwandten freilich mit offenen Armen empfangen, er hatte ihn freudig willkommen geheißen als einen lieben Besuch, er hatte ihn gebeten, bei ihm auf Schloß Panta bleiben zu wollen, so lange es ihm gefalle, aber er hatte Benjowsky zugleich gesagt, daß er selber durch dringende Geschäfte gezwungen sein werde, sehr oft von Schloß Panta sich zu entfernen, und daß er ihn bitten müsse, weder von seinem Kommen, noch von seinem Gehen jemals Notiz zu nehmen.

Graf Moritz von Benjowsky hatte sich willig diesen Bedingungen gefügt, er hatte keine Verwunderung geäußert, wenn ihm, nachdem er am Abend zuvor in heiterer Unterhaltung mit dem Grafen und einigen Gutsnachbarn bis tief in die Nacht zusammen gewesen, am andern Morgen sein Frühstück allein servirt ward und Graf Pulawsky sich nicht bei demselben einfand. Er hatte ebenso wenig sich überrascht gezeigt, wenn nach tagelanger

Abwesenheit sein Oheim plötzlich wieder im Schlosse anwesend war, und niemals hatte er Neugierde bewiesen, zu erfahren, wo sein Verwandter so lange gewesen, und welches der Grund seiner häufigen Abwesenheit sein möge. Er benutzte dieselbe nur, um entweder in den dichten Waldungen, welche das Schloß begrenzten, nach Bären zu jagen, oder um in der auserlesenen Bibliothek des Grafen Pulawski sich mit seinem Lieblingsstudium, der Länder- und Völkerkunde, zu beschäftigen und mit dem Fluge der Gedanken sich zu versetzen in ferne Länder und Gegenden, über deren Natur und Art die herrlichen Reisewerke der gräflichen Bibliothek ihm gründliche Auskunft gaben. So waren dem Grafen Benjowsky in stiller Muße die Wochen vergangen, und es schien ihm zuweilen, als habe er für immer abgeschlossen mit der Welt, als könne er sein Leben so dahin dämmern lassen in dieser Einsamkeit und Stille, als habe er gar keine Wünsche, keine Hoffnungen mehr für die Zukunft.

„Das Leben hat mich gleich bei meinem Eintritt in dasselbe zu hart angefaßt," sagte er zu sich selber, „es hat mit grausamer Ungerechtigkeit alle die heiligen Bande zerrissen, welche sonst die Menschen aneinander ketten, es hat mich meines Vaters,

meiner Familie, meines Erbes beraubt, und als einen Fluchbeladenen, Geächteten hinausgestoßen aus der Familie, dem Vaterhause und der Heimath. Ich bin es überdrüssig, gegen seine Rauhheit anzukämpfen und mich aufzulehnen gegen seine eiserne Hand. Ich will mich unterwerfen, und dahin gehen unter dem Sclavenjoche des Unglücks, ohne zu murren, und ohne etwas Besseres und Schöneres für mich zu verlangen. Ich will mich resigniren und auf diese Weise gleich mit Dem beginnen, was doch am Ende immer das Resultat alles Kämpfens und Ringens im Leben zu sein pflegt. Komme also über mich, Resignation, mit Deinen düstern Schatten, laß Deine grauen Nebelschleier über mich niedersinken, küsse meine Stirn mit Deinen blutlosen Lippen, schreibe über meine Thür das traurige Wort Dante's: Entrate e lasciate ogni speranza, und lehre mein Herz, zu schweigen und allen Wünschen zu entsagen! Komme über mich, Resignation, und lehre mich stille und wunschlos zu werden!"

Und still und ohne Klage lebte Benjowsky in dem stillen einsamen Schloß Panta, aber seine Wangen erbleichten, sein Blick ward mit jedem Tage schwermuthsvoller, und der Gram, der düstere, verschlossene Gram durchfurchte sein Angesicht mit

so leserlicher Schrift, daß selbst Graf Joseph Pulawsky, wie zerstreut und in eigenen Sorgen befangen er immer sein mochte, es gewahrte, als er nach längerer Abwesenheit heute wieder nach Schloß Panta zurückgekehrt war.

Seine dunklen klugen Augen hefteten sich mit einem langen, forschenden Blick auf das bleiche Angesicht seines Neffen, den er so eben in der Bibliothek aufgesucht, und der kaum die Augen einen Moment von dem großen Folianten, in welchem er las, emporgehoben hatte, um mit einem sanften Lächeln und einem Neigen des Hauptes seinen Oheim zu begrüßen.

„Moritz, bist Du krank?“ fragte Graf Pulawski, indem er theilnahmsvoll seine Hand auf Benjowsky's Schulter legte.

Der junge Mann hob langsam wieder die Augen von seinem Buche empor, und blickte den Grafen, der sich über ihn geneigt hatte, mit lächelnder Ruhe an.

„Nein, Oheim, ich bin nicht krank,“ sagte er gelassen, „ich befinde mich ganz wohl.“

„Aber Du langweilst Dich, nicht wahr?“ fragte der Graf. „Du findest das Leben hier in dem

öden Schlosse zu eintönig und still, Du sehnst Dich hinaus in die Welt?“

„Ich sehne mich nach gar nichts, und diese Stille ist mir willkommen,“ erwiderte Benjowsky sanft. „Ich habe genug von der Welt gesehen, um sie zu verabscheuen, genug von ihrer Grausamkeit gelitten, um mich willig in die Einsamkeit zu flüchten.“

„Es ist wahr, mein armer Knabe, man hat Dir hart mitgespielt,“ rief Pulawski, „und Deine Schule des Lebens ist eine ziemlich rauhe gewesen. Aber Du wirst gesunden von den Schlägen des mitleidlosen Schulmeisters, und dann wirst Du mit gestählter Brust und frischer Kraft wieder hinaustreten in die Welt, um Deinen Zielen und Idealen entgegen zu eilen, für sie zu kämpfen, um sie zu werben.“

„Ich kenne keine Ziele, mein Oheim, ich habe keine Ideale,“ sagte Benjowsky, leise sein Haupt neigend.

„Aber Du wirst Dir eine Zukunft begründen, Du wirst doch nicht immer in diesem einsamen, alten Schlosse so thatenlos dahinleben wollen?“

„Und warum nicht, Oheim, wenn anders Du mich nicht aus demselben vertreiben und den Heimath-

losen verjagen willst von Deiner Schwelle, wie sie es mir daheim gethan im eigenen Vaterhause."

„Oh, sei deshalb unbesorgt, mein Sohn. Schloß Panta wird sich Dir niemals verschließen, und so lange Joseph Pulawski lebt, und eine Stätte hat, wohin er sein Haupt legen kann, wird Moritz Benjowsky kein Heimathloser und Verlassener sein. Aber Du bist noch zu jung, um so müssig dahin zu leben ohne Ziel und Zweck."

„Mache mich zum Bibliothekar Deiner Bibliothek, Oheim," rief Benjowsky mit einem traurigen Lächeln, „stelle diese Armee von Büchern unter mein Commando, ernenne mich zu ihrem Feldmarschall, erlaube mir, diesen Geisterschaaren ihre Positionen anzuweisen, und mit ihnen zu kämpfen und zu ringen, dann hat mein Leben Inhalt und Zweck, und wird ganz und gar ausgefüllt sein."

„Ich hatte doch Recht, Du bist krank," sagte Pulawski traurig. „Deine Seele ist krank, mein armer Knabe, Deine Jugend senkt traurig den Kopf, wie eine welkende Blume, der es an Nahrung, an Luft und Sonnenglanz fehlt. Du darfst nicht länger hier thatenlos vegetiren, Du mußt wieder hinaus in den Kampf des Lebens. Besser ist es, in solchem Kampfe neue Wunden zu empfangen, und wenn es

sein muß an ihnen zu sterben, als zu verschmachten in düsterer thatenloser Einöde. Ich will Dich wecken aus der Betäubung Deines Kummers. Du sollst wieder ein Mann werden, Du sollst kämpfen, und wieder hineinreiten in das Turnier des Lebens! Ich reiße die Pforten zu demselben vor Dir auf, und dies ist der Trompetenstoß, mit welchem ich Dich rufe: Deine beiden Schwäger wollen Dich berauben, sie wollen Dir das Erbe Deines Vaters entziehen. Auf, mein Sohn, auf, vertheidige Dein Erbe und Dein Recht!"

Und Graf Pulawski legte seine Hand auf Benjowsky's Arm, und wollte ihn emporziehen aus dem Sessel, in welchem er saß, den Ellenbogen aufgestützt auf den Folianten, welcher auf dem Tische vor ihm aufgeschlagen war. Aber Graf Moritz Benjowsky blieb ruhig sitzen, und nur einen Moment zog eine flüchtige Röthe über sein Angesicht hin, die aber schnell wieder verblaßte.

„Ich weiß das lange schon," sagte er dann gelassen, „ich kenne die Absichten meiner Schwäger, und es ist nicht mein Wille, sie zu verhindern. Mögen meine Schwestern die Erbinnen eines Vaters sein, der seinen einzigen Sohn verfluchte, mögen meine Schwäger meine Erben sein, ohne daß sie

durch das Verbrechen einer Mordthat dazu gelangen. Ich füge mich in das Alles, wie in ein Unvermeidliches, gegen welches ich mich nicht aufzulehnen versuche. Ich habe zu Dir, mein Oheim, nicht von diesen traurigen Dingen gesprochen, weil sie wie offene, blutende Wunden waren, deren Berührung mich schmerzte; Du hießest mich willkommen, ohne nach meiner Vergangenheit zu fragen, ohne nach dem Zwecke meines Kommens zu forschen. Oheim, ich kam hierher, um die Vergangenheit zu vergessen, ich flüchtete mich zu Dir, weil ich ein Heimathloser war. Ich kam hierher, weil ich glaubte, es gäbe hier eine Revolution, und ich könnte Theil nehmen an Euren Kämpfen. Aber ich sehe, Polen hat sich in sein Schicksal ergeben, und so will auch ich es thun. Du hast mir ein Asyl gegeben, treibe mich nun nicht aus demselben wieder hinaus, sondern lasse mich friedlich mein Leben in demselben beschließen."

„Nein," rief Pulawski, „nein, das will ich und das darf ich nicht. Ich wiederhole Dir, Du bist krank, und ich will Dir die Gesundheit und Lebenskraft wiedergeben. Du glaubst, mein armer Neffe, die Wunden, mit welchen Du hierher gekommen, seien jetzt vernarbt, und Du seiest hier in der Einsamkeit von ihnen genesen? Du irrst, mein Freund!

Der Schmerz dieser Wunden hat Dich nur betäubt, Dich nur apathisch gemacht, aber diese Wunden sind nicht geheilt, sie bluten immer noch, nur daß Du es nicht siehst, nur daß sie nach innen bluten, weil Du sie nach außen mit einem Verband der Resig=nation umhüllt hast. Aber ich will diesen Verband von ihnen abreißen, Deine Wunden sollen bluten, damit sie heilen. Auf, Moritz, auf! Man hat Dich verleumdet und angeklagt! Deine Schwäger haben sich nach Wien gewandt, sie haben Dich verklagt als einen Rebellen und einen Störer der öffentlichen Ruhe. Sie haben Dich angeschuldigt, durch Dein verbrecherisches und lasterhaftes Leben den Tod Deines Vaters verschuldet zu haben, der gestorben sei aus Gram um Dich. Sie haben ausgesagt, Dein Vater habe durch eine eigenhändige schriftliche Erklärung Dich verflucht, und Dich der Erbfolge für verlustig erklärt, Du aber habest ihnen dies Document gestohlen, damit es nicht gegen Dich zeuge. Indeß Deine Schwestern haben mit einem feierlichen Eide beschworen, daß Dein Vater es ge=schrieben, daß er Dich enterbt und verflucht habe, sie haben für sich und ihre Männer das Erbe ihres Vaters in Anspruch genommen, und die kaiserliche Hofkanzlei hat es ihnen zugesprochen."

„Sie hat es ihnen zugesprochen," rief Benjowsky, indem er von seinem Stuhl emporsprang.

„Ach, Du erwachst also endlich aus Deiner Betäubung," sagte Graf Pulawski. „Du hörst den Trompetenruf des Turniers. Ja, mein Sohn, das kaiserliche Hofgericht zu Wien hat Deine Schwestern und Deine Schwäger zu Deinen berechtigten Erbnachfolgern erklärt. Die Kaiserin Maria Theresia hat Dich durch eigene Machtvollkommenheit in einer Sentenz, welche überall publicirt worden ist, für einen Rebellen erklärt, welcher der gerechten Strafe entflohen ist, und dessen Güter sie eingezogen, um sie seinen Schwestern zu übertragen. Auf, Graf Moritz Benjowsky, vertheidige Deine Ehre und Deinen Namen."

„Ja, das will ich und das werde ich," rief der junge Mann mit glühenden Wangen und aufflammenden Augen. „Ja, meine Ehre und meinen Namen sollen sie mir nicht angreifen und schänden, die will ich befreien von den Flecken der Verleumdung! Sie mögen mich meines Erbes und meiner Güter berauben, aber sie sollen mich nicht einen Rebellen und einen Dieb schelten. Ich habe meinen Schwägern jenes unselige Document nicht entwendet, ich will selbst nach Wien, um der Kaiserin Maria

Theresia das zu sagen und um meine Ehre zu vertheidigen vor dem kaiserlichen Hofkriegsrath."

Und indem er so sprach ging er mit heftigen Schritten durch das Gemach nach der Thür hin, aber Graf Pulawsky eilte ihm nach, und hielt ihn zurück.

„Du bist erwacht," sagte er, „Du bist dem Leben wiedergegeben, und Du wirst Deinen Arm wieder mit dem Schwert bewaffnen, um zu kämpfen. Aber den Kampf, welchen Du jetzt versuchen willst, den wirst Du nicht gewinnen, und gegen Deine Verleumder und Ankläger wirst Du nicht den Sieg davontragen, denn sie sind mächtiger als Du. Dennoch mußt Du den Kampf versuchen und Deinen Feinden gegenüber treten, um wenigstens die öffentliche Meinung für Dich zu gewinnen, und die Hydra der Verleumdung in den Staub zu treten. Aber Dein Erbe wirst Du damit nicht wieder gewinnen, und Maria Theresia wird ihren Urtheilsspruch nicht zurücknehmen, denn man könnte ja sonst irre werden an ihrer Herrlichkeit von Gottes Gnaden, und ihrer erhabenen Unfehlbarkeit. Du wirst vielleicht Deine Ehre retten, aber sicherlich nicht Deine Güter. Was willst Du beginnen, wenn Du erkannt hast, daß sich Dir die Heimath auf ewig verschlossen

hat, daß Du nur noch ein verarmter Edelmann bist, der darauf angewiesen ist, entweder ruhmlos und im Dunkeln dahin zu schleichen, oder mit seinem Schwert sich Ruhm und Vermögen zu erkämpfen? Wohin wirst Du gehen? Wem wirst Du Dein Schwert und Deinen Arm leihen?"

„Ich kam zu Dir, mein Oheim, weil man mir gesagt hatte, daß Polen im Begriff sei, sich zu erheben gegen die Macht und die Anmaßung Rußlands, ich kam, weil es mich dürstete nach Kampf und Gefahr. Aber ich fand hier Alles ruhig und in friedlicher Begnügsamkeit, Niemand war da, dem ich mein Schwert anbieten durfte und dem mein Arm willkommen gewesen wäre, und so entfiel das Schwert meiner Hand, mein Arm sank kraftlos nieder, und über mich kam jene dumpfe Oede und Betäubung, aus welcher Du mich vorher erweckt hast, mein theurer Oheim. Was aus mir werden soll, wohin ich mich wenden will, wenn in Wien mir wirklich nicht Recht und Gerechtigkeit werden sollte, das kann ich jetzt noch nicht mit Bestimmtheit sagen, aber irgendwo in der Welt wird es doch ein Land geben, wo man ein gutes Schwert und einen muthvollen Kämpfer gebrauchen kann, und

nach diesem Lande werde ich gehen, sei's auch nur, um mir einen ehrenvollen Tod zu erkämpfen."

„Ich will Dir ein solches Land zeigen, mein Sohn," sagte Graf Pulawsky rasch, „ich will Dir sagen, wo Du kämpfen sollst für eine gute und gerechte Sache. Alles, was ich Dir bis jetzt gesagt, war doch nur die Vorrede zu den großen und bedeutungsvollen Worten, die ihr nachfolgen sollten, und welche ich Dir jetzt sagen will, weil ich Dich vier Wochen lang in der Stille beobachtet und gefunden habe, daß Du meines Vertrauens werth bist, und als ein Würdiger es verdienst, aufgenommen zu werden in die Gemeinschaft Derer, welche großen Zielen nachstreben und für eine heilige Sache kämpfen. Du bist nach Polen gekommen, weil man Dir gesagt hatte, daß Polen im Begriffe sei, sich zu erheben gegen Rußlands Usurpation, und zu kämpfen für seine Freiheit und sein gutes Recht. Nun wohl denn, mein Sohn, ich sage Dir, Polen wird sich erheben, und es wird mit Freuden den Arm des Grafen von Benjowsky für seine gute Sache sich bewaffnen sehen. Polen schmachtet jetzt unter dem Druck der russischen Herrschaft, und sein König Stanislaus Augustus ist nichts weiter als ein Sclave Rußlands, welcher das Königreich regiert

durch seinen Gesandten Murawieff und durch intriguante Weiber, die in Rußlands Solde stehen, und das Herz des Königs umlagert halten. Mit Scham und Trauer sehen die polnischen Edlen, daß ihr König sich mehr und mehr von ihnen abwendet, daß er nicht mehr der König von Polen, sondern der Unterthan des ländergierigen Rußlands ist, welches seine räuberischen Hände schon lange nach dem reichen und schönen Polen ausgestreckt hat. Aber die Liebe zu dem Vaterlande hält uns aufrecht, sie befeuert unsere Seele mit Muth, sie begeistert uns zu starkem freudigen Wollen, sie erhält in uns die Hoffnung auf eine bessere glücklichere Zukunft. Polen kann und wird nicht untergehen, das ist die Hoffnung, welche uns Alle aufrecht erhält, Polen kann nicht untergehen, denn seine Söhne wachen und werden es vertheidigen mit ihrem Blut und ihrem Leben. Ja, seine Söhne wachen, und sie sehen es wohl, wie Rußland seine Netze immer enger und enger zusammenzieht um unsern leichtfertigen arglosen Stanislaus Augustus, der sich einen König nennt, und bald nichts mehr sein wird als ein Vasall Rußlands. Aber wenn diese Netze sich ganz und gar zusammengezogen haben, dann werden die Söhne der theuren geliebten Polonia sie zer-

hauen mit ihrem Schwert, sie werden ihre Mutter wieder befreien, und wenn es sein muß, den König von seinem Thron stoßen, dessen er sich unwürdig gemacht hat durch seine Schwäche und Leichtfertigkeit. Noch warten wir und dulden. In der Stille aber bereiten wir uns vor zu dem großen Tage der Entscheidung, in der Stille sammeln wir eine Armee, sorgen wir für Waffen, für Munition, für Alles, was zu einem langdauernden, erbitterten Kriege nothwendig ist. Denn es wird ein Kampf sein auf Leben und Tod, und wir wollen nur wohlausgerüstet ihm entgegen gehen. Deshalb warten wir und dulden. Noch ist unser Heer nicht beisammen, noch haben wir nicht genug der kriegsgewandten Offiziere und Anführer, die Stunde der That ist noch nicht gekommen, aber sie wird kommen. Sechs der angesehensten, reichsten und mächtigsten Staroſten haben mit mir einen Bund geschlossen zur Vertheidigung des Vaterlandes. Wir haben es uns zur Aufgabe gestellt, alle Edelleute Polens hinein zu ziehen in diesen Bund, und aus jedem Polen einen Soldaten zu erziehen für unsere Armee der Zukunft. Unser Werk wird uns gelingen, denn Gott ist mit uns und die Kirche. Der edle Bischof Adam Krasinsky gehört zu unserm geheimen Bunde, er hat ihn ge-

weiht mit dem Segen der Kirche, und sein Segen gehört allen Denjenigen, welche mit uns sich verbünden und mit uns den heiligen Kampf wagen wollen für die gerechte Sache des Vaterlandes. Und jetzt frage ich Dich, Graf Moritz Benjowsky, willst Du der Genosse unsers Bundes werden? Willst Du Theil nehmen an unserm heiligen Kampfe, willst Du Dich anwerben lassen zum Krieger unserer Armee?"

„Ja, das will ich," rief Benjowsky glühend, „ja ich will der Genosse Eures Bundes werden, ich will eintreten in die Armee der tapfern Vaterlandsvertheidiger."

„Wohlan denn, mein Sohn, so komm mit mir," sagte Graf Pulawsky feierlich. „Ich werbe Dich an für die geliebte Mutter Polonia, und vor ihrem Altare knieend sollst Du das heilige Gelübde der Treue schwören."

Er nahm den Arm seines Neffen, und geleitete ihn über Corridore und Treppen und geheime Thüren hinunter in die Kellergewölbe des Schlosses.

„Ich führe Dich jetzt in das Allerheiligste, mein Sohn," sagte er, als sie jetzt am Ende eines langen unterirdischen Ganges angelangt waren. „Nur die Eingeweihten kennen diesen Ort, und nur ihnen sind

die Wege bekannt, welche von hier aus an drei verschiedenen Stellen hinauf führen an die Welt und das Tageslicht. Bedenke Dich jetzt zum letzten Male. Noch bist Du frei, noch kannst Du gehen, wohin Du willst. Aber einmal diese Schwelle überschritten, einmal durch diese Thür eingetreten, bist Du der Unterthan des geheimen Bundes, der Soldat der großen Königin Polonia. Bedenke und erwäge also, ehe Du vorwärts gehst."

„Ich habe nichts mehr zu bedenken und zu erwägen," erwiderte Benjowsky ruhig. „Meine Seele dürstet nach Kampf, mein Herz sehnt sich nach Thaten, und ich bin freudig bereit, für Eure edle Sache mein Leben und mein Blut dahin zu geben! Ich bitte Dich nur, Oheim, zeige mir die Thür, durch welche ich eintreten soll, denn meine Augen scheinen geblendet, ich sehe keine Thür."

„Du wirst sie sogleich sehen, mein Freund," sagte Pulawsky, indem er den Arm erhob und die Hand auf eine kleine, kaum bemerkliche Erhöhung in dem Getäfel der Wand legte. Ein leises Knarren ward hörbar, dann schob sich die Holzwand zurück und hinter derselben zeigte sich eine kleine schmale eiserne Thür. Graf Pulawsky zog einen Schlüssel hervor und öffnete diese Thür.

„Gieb mir Deine Hand und tritt ein," sagte er feierlich, „oder, wenn Dich Dein Vorhaben gereuet, so fliehe, fliehe, so schnell Du kannst, denn Du stehst vor der Schwelle der Entscheidung für Dein ganzes Leben!"

„Und ich überschreite sie mit freudigem Muthe und unerschütterlicher Entschlossenheit," rief Benjowsky, indem er hastig durch die Thür in den hinter derselben befindlichen Raum eintrat.

Dieser Raum war ein weites, von dicken Säulen getragenes Gewölbe, das nach Art der Kirchen aus einem breiten Hauptschiff und zwei Nebengängen bestand. An den Seitenwänden befanden sich Altäre, mit heiligen Bildern und Statuen geschmückt, vor denen in silbernen Gefäßen einige Lampen brannten, und mit ihrem trüben flackernden Schein die nächste Umgebung der Altäre erhellten.

„Eine unterirdische Kirche," rief Benjowsky erstaunt.

„Ja, eine unterirdische Kirche," wiederholte Pulawsky. „Einst vor Jahrhunderten erhob sich über dieser unterirdischen Kirche ein herrlicher Dom zur Ehre der heiligen Jungfrau Maria. Er ist zerstört worden von den russischen Barbarenhorden, die in den Kriegen mit König Sigismund in Polen ein-

fielen. Nur noch bröckelnde Ruinen sind von dem einst so prachtvollen Gebäude übrig geblieben, und jeder Pole, der an ihnen vorüberzieht, gedenkt mit wüthendem Schmerzgefühl der Schmach, und schwört der Jungfrau Maria und der Mutter Polonia, Rache zu nehmen für dieselbe an den barbarischen Russen. Niemand kennt das Geheimniß dieser unterirdischen Halle, das ein Zufall mich entdecken ließ, und das ich nur Denen mittheile, welche sich uns anschließen zu dem heiligen Bunde. Hier legen die Bundesgenossen den Eid der Treue ab, und wenn dereinst das Loos der Schlachten sich zu unserm Unglück entscheidet, so werden wir hier ein Asyl finden gegen die Verfolgungen der Sieger. Komm jetzt, mein Sohn, folge mir zu dem Altare."

Zu dem großen, in der Mitte des breiten Mittelschiffes angebrachten Altare führte Pulawsky den Grafen Benjowsky hin, und hieß ihn niederknieen auf den Stufen des Altars. Er selber schritt die Stufen weiter hinauf und zündete an der ewigen Lampe, welche vor der Monstranz brannte, die beiden dicken Wachskerzen an, welche auf schweren silbernen Leuchtern zu beiden Seiten der Monstranz aufgestellt waren. Die Kerzen warfen jetzt ein glänzendes Licht über das Bild der schwarzen Madonna

von Czenstochau, welches über dem Altar aufgestellt war, und zu welchem Graf Pulawsky mit gefalteten Händen andachtsvoll emporschaute, während Benjowsky mit gesenktem Haupte auf der untersten Stufe knieete.

Jetzt, nach einer langen Pause, nahm Pulawsky die Bibel, welche aufgeschlagen auf dem Altare gelegen, und wandte sich mit ihr zu dem Knieenden um.

„Erhebe Dich, und tritt her zu mir," sagte er mit gebieterischer Stimme.

Benjowsky folgte seinem Befehl, und schritt die Stufen hinauf.

„Lege Deine Hand auf dies heilige Buch, und wiederhole die Worte, welche ich Dir vorsagen werde."

„Sprich, ich bin bereit," sagte Benjowsky, die Hand auf die Bibel legend.

„Ich schwöre, daß ich der Republik Polen als Soldat sowohl, wie auch in jeder andern Weise meine Dienste leisten will. Ich schwöre mich zum treuen und gehorsamen Unterthanen Polens, sowie Derjenigen, welche das geheime Gouvernement Polens bilden und die Regierung desselben leiten."

„Ich schwöre," rief Benjowsky, nachdem er die

Worte des Grafen mit lauter Stimme wiederholt hatte.

Pulawsky fuhr fort: „Ich schwöre, daß ich den König nur dann ehren und anerkennen will, wenn die geheimen Häupter des republikanischen Bundes ihm zustimmen und ihn als den legitimen Erwählten anerkannt haben. Ich schwöre, daß ich diesen geheimen Häuptern des heiligen Bundes unbedingt gehorsamen will. Ich schwöre, daß ich Nacht und Tag ihres Rufes gewärtig und bereit sein will, dahin zu kommen, wohin sie mich bescheiden, daß ich, sobald ihr Mahnwort zu mir gelangt, mich erheben will, und sei's von der Tafel, aus den Armen meines Weibes oder vom Krankenlager, um das Schwert zu ergreifen, und mich mit bewaffneter Hand den Russen oder jedem andern Feinde der Republik entgegen zu stellen und das Schwert nicht eher wieder niederzulegen, als bis Polen seine volle Freiheit wieder erkämpft hat, oder die geheimen Häupter des Bundes eine allgemeine Entwaffnung gebieten." *)

„Ich schwöre," rief Benjowsky feierlich laut.

---

*) Siehe: Mémoires et voyages du Comte de Benjowsky. Vol. I. pag. 5.

„Die heilige Jungfrau hat Deinen Schwur vernommen und ich habe im Namen Polens diesen Schwur empfangen," sagte Graf Pulawsky. „Komm jetzt in meine Arme, Du tapferer und geweihter Soldat der heiligen Sache, komme, und empfange von mir den Bruderkuß. Von dieser Stunde an bist Du der Unsere!"

„Ja, ich bin der Eure," rief Benjowsky, sich tief bewegt in die ausgebreiteten Arme seines Oheims werfend. „Als ein Verstoßener, Heimathloser, ohne Vaterland, ohne Familie kam ich hierher. Jetzt hast Du mich aufgenommen in Eure heilige Gemeinschaft, jetzt hast Du mir eine Heimath und ein Vaterland wiedergegeben und mich eingereiht in die große und tapfere Familie der Söhne Polens, welche bereit sind, für die heilige Sache ihrer Mutter ihr Leben und ihr Blut freudig dahin zu geben. Ich danke Dir, mein theurer Oheim, Du hast mich errettet aus der Oede und Vereinsamung meines Herzens, Du hast mir wieder Hoffnungen, Ziele, Aussichten eröffnet. Mein Herz glüht dem Kampfe entgegen, und ich ersehne mir nichts, als daß er noch heute beginnen möge."

„Und dennoch können noch Jahre darüber hingehen," seufzte Pulawsky. „Noch sind wir nicht

gerüstet und gewaffnet, und wenn wir jetzt den Kampf aufnehmen wollten, so würde unrettbares Unterliegen die Folge davon sein, und wir würden den russischen Tyrannen damit nur den erwünschten Vorwand geben, um alle unsere Freiheiten zu unterdrücken und unsere Selbstständigkeit für immer zu vernichten. Nein, noch stehen wir nicht am Vorabend der That, aber wir müssen doch in jedem Augenblicke bereit sein, und nie darf der Gedanke unserer übernommenen Pflichten in unserer Seele erblassen."

„Ich werde derselben eingedenk bleiben im Schlafen und im Wachen," sagte Benjowsky ernst. „Mein Ohr wird immer offen sein, Euren Ruf zu vernehmen, mein Herz immer freudig bereit, ihm zu folgen."

„Jetzt aber gehe, mein Sohn, gehe, um Dich zu vertheidigen gegen Deine Verleumder und Ankläger. Es darf kein Flecken auf Deiner Ehre haften und der zukünftige General Polens muß einen Namen haben, der rein ist von jedem Makel. Gehe also, mein Sohn, und vertheidige den General der künftigen Republik Polen gegen schmachvolle Verleumdung!"

VIII.

Eine Seele im Fegefeuer.

Es war Alles vergeblich gewesen! Wochenlang war Benjowsky in Wien, doch es hatte ihm nicht gelingen wollen, zu seinem Recht zu gelangen und von dem kaiserlichen Hofgericht einen Ausspruch zu seinen Gunsten zu erhalten. Ueberall fand er nur düstere Gesichter, gab man ihm nur abweisende, zürnende Antworten, überall sagte man ihm, daß seine Sache eine hoffnungslose sei, daß er niemals wieder in den Besitz seiner Güter gelangen werde. Seine beiden Schwäger waren ihm zuvorgekommen, sie waren nach Wien gegangen, und es war ihnen gelungen, bis zur Kaiserin Maria Theresia zu gelangen. Ihr hatten sie die traurige Geschichte ihres Schwagers

erzählt; in einem so düstern und abschreckenden Lichte, dabei mit dem Anscheine des schmerzlichsten Kummers, hatten sie der Kaiserin den Charakter Benjowsky's geschildert, daß Maria Theresia voll Empörung ein noch härteres Urtheil fällte, als die Hofkanzelei beantragt hatte. Diese hatte nur einfach aussprechen wollen, daß der Graf Benjowsky, kraft des letzten Willens seines verstorbenen Vaters, von dessen Erbschaft ausgeschlossen bleibe, und daß dieselbe demgemäß rechtskräftig auf seine Schwestern und deren Männer übergehe, aber die Kaiserin hatte ihrer Unterschrift die Worte hinzugefügt: „Der Graf Moritz von Benjowsky ist ein Ruhestörer und Rebell, und soll als solcher verbannt sein aus meinen Staaten."

Benjowsky empfing diese letzte entscheidende Sentenz der Hofkanzelei mit zornigem Schmerz, und mit wuthzitternden Händen zerriß er das officielle Schreiben und trat es unter seine Füße.

Nicht schweigend und ergeben unterwarf er sich dem harten Urtheil der Kaiserin. Noch einmal wollte er es versuchen, sich Recht zu verschaffen, wenigstens von der Kaiserin gehört zu werden. Seinen Zorn und seinen Schmerz verbergend, erschien er jeden Morgen in der Antichambre der

Kaiserin, sowie in den Vorzimmern ihrer Minister. Aber überall fand er verschlossene Thüren, erhielt er abweisende Antworten, überall las er es schon in den unverschämten hochmüthigen Mienen der Dienerschaft, daß der Bann über ihn gesprochen, daß er auf keine Gunst und Berücksichtigung zu rechnen habe.

Am achten Tage von diesen demüthigenden vergeblichen Wanderungen heimkehrend, fand er vor seiner Thür einen kaiserlichen Polizei-Offizier, der ihm mit strengen und gebieterischen Worten die Weisung gab, er müsse in vierundzwanzig Stunden die Kaiserstadt, in drei Tagen die österreichischen Staaten verlassen haben.

„Und wenn ich diesem Befehl nicht genüge?“ fragte Benjowsky mit trotziger Stimme.

„Dann werden Sie die Folgen dieses obstinaten Betragens selber zu erdulden haben.“

„Worin werden diese Folgen bestehen?“

„Man wird Sie verhaften und Ihnen als einem Rebellen den Prozeß machen. Sie haben den Landfrieden gebrochen, haben auf gewaltsame Weise Selbsthülfe gesucht und Ihre Schwestern aus ihrem rechtmäßigen Erbe vertreiben wollen. Sie haben sich ferner aufgelehnt gegen die Beschlüsse des Hofgerichts

und kaiserlicher Majestät, und statt in Demuth den Befehlen derselben zu gehorsamen, haben Sie zu widerstehen versucht. Seit acht Tagen haben Sie die Ausweisungsordre in Händen und noch immer wagen Sie es ihr zu trotzen."

„Noch immer wagte ich auf Recht und Gerechtigkeit zu hoffen," erwiderte Benjowsky heftig. „Ja, und noch jetzt, trotz Ihres Erscheinens und Ihrer beleidigenden Worte gebe ich diese Hoffnung nicht auf. Maria Theresia ist über mich getäuscht, man hat sie falsch berichtet. Sie wird, sobald sie die Wahrheit erfährt, ihr ungerechtes Urtheil zurücknehmen. Ich will heute den letzten Versuch wagen. Die Kaiserin kommt, wie man mir so eben in ihrer Antichambre gesagt, in einer Stunde von Laxenburg herein, da es heute der Tag ist, an welchem sie im Controlorgang ihre öffentlichen Audienzen zu ertheilen pflegt. Ich will mich als ein um Gerechtigkeit flehender Bettler in dem Controlorgang aufstellen, ich will die Kaiserin beschwören, daß sie keinen Schatten auf meine Ehre werfe, ich will ihr die Wahrheit, nur die Wahrheit sagen. Gönnen Sie mir also noch diese letzte Frist. Lassen Sie mich nur so lange frei, bis ich diesen letzten Versuch gemacht, mir mein Recht zu verschaffen."

„Herr Graf, ich habe den strengen Befehl, nicht von Ihrer Seite zu weichen, und darauf zu halten, daß Sie in vierundzwanzig Stunden Wien verlassen haben, um niemals dahin zurückzukehren. Ich werde höherm Befehle gemäß Sie erst in dem Augenblicke verlassen, wo Sie die Grenze von Oesterreich überschreiten."

„Das heißt also mit andern Worten, ich bin Ihr Gefangener?"

„Nicht ganz, Herr Graf, oder eigentlich, ich bin Ihr Gefangener. Sie haben die Freiheit mich zu führen, wohin Sie wollen, und ich bin gezwungen, Ihnen zu folgen."

„Nun wohlan, mein Herr, so folgen Sie mir in den Controlorgang. Ich will die Kaiserin sprechen, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß, wenn sie mich dennoch verdammt, ich sofort Wien verlassen werde. Kommen Sie, mein Herr, folgen Sie mir!" —

Die Stunde der gewöhnlichen Audienzen war gekommen, und in der engen, schmalen Antichambre, dem sogenannten Controlorgang, drängte sich heute eine ungewohnte Anzahl von Menschen auf und ab. Seit vier Wochen hatte die Kaiserin, durch Krankheit verhindert, keine Audienzen gegeben, und es

war daher natürlich, daß heute der Andrang der Bittenden und Begehrenden um so größer war. In tiefem Schweigen harrten sie alle der ersehnten Ankunft Maria Theresia's entgegen, Jeder nach vorwärts drängend, um wo möglich in die erste Reihe zu gelangen, um zuerst von der Kaiserin gehört zu werden.

Nur Graf Benjowsky mischte sich nicht in das allgemeine Gedränge. Er stand verwirrt und beschämt fast in der äußersten Ecke des Gemaches neben der Ausgangsthür, und schaute düstern und trüben Angesichts auf alle diese bewegten, bleichen, zuckenden Gesichter der Anwesenden, deren Blicke Alle mit so viel Angst, so viel Spannung und Erwartung auf die Thür dort drüben gerichtet waren, die Thür, durch welche die Kaiserin aus ihrem Cabinet in den Controlorgang eintreten mußte. Und jetzt auf Einmal entstand eine Bewegung unter allen Anwesenden, alle Gesichter erhellten sich, alle Augen blitzten höher auf. Die Thür da drüben hatte sich geöffnet, die Sonne war aufgegangen über ihnen Allen, die Kaiserin war eingetreten.

Hinter ihr her kam die vertraute Kammerfrau der Kaiserin, die Gutenberg, in ihrer Linken einen Korb, in ihrer Rechten eine Schale mit Ducaten

tragend. In den Korb legte Maria Theresia die Bittschriften, welche man ihr darreichte, aus der Schale nahm sie die Gnadengeschenke für Diejenigen, welche kamen, um von der stets freigebigen Kaiserin eine Geldunterstützung zu begehren. Jeder, der entweder seine Bittschrift abgegeben, oder sein Almosen empfangen, beugte alsdann seine Kniee vor der Kaiserin und entfernte sich sofort durch die an der andern Seitenwand befindliche Thür für die Hinausgehenden.

Der Korb mit Bittschreiben war schon hoch angefüllt, die Schale war fast leer, und alle Bittsteller hatten sich bereits entfernt, als die Kaiserin jetzt zu der Ecke heranschritt, in welcher Benjowsky stand. Sie war erschöpft von den vielen Audienzen, ermüdet von den vielen Klagen und Bitten, die gnadenspendende Gottheit hatte sich in eine gelangweilte, ermüdete Sterbliche verwandelt, welche sich sehnte, auszuruhen von der Anstrengung ihrer Götterrolle. Sie hatte nur mit einem flüchtigen Blicke durch den Raum gesehen, daß da drüben in der Ecke noch Jemand sich befand, der ihre Gnade anzurufen gekommen, und ohne ihn weiter der Beachtung werth zu halten, schritt sie zu ihm hin, streckte sie ihre kaiserliche Rechte ihm entgegen, um die Bittschrift

zu empfangen. Als ihr indessen keine Bittschrift überreicht ward, nahm die Kaiserin die letzten Ducaten aus der Schale und reichte sie dem Bittsteller entgegen.

„Da Ihr keine Bittschrift habt, so wollt Ihr also eine Unterstützung," sagte Maria Theresia müde. „Ihr seht aber wohl, es ist halt nit viel mehr da, und Ihr müßt vorlieb nehmen mit dem Rest."

„Majestät, ich bin nicht gekommen, um zu betteln und Almosen zu empfangen," sagte eine ernste traurige Stimme, an welcher das geübte und leicht verletzte Ohr der Kaiserin indeß den Timbre der Unterwürfigkeit und Devotion vermißte, mit welcher die Bittsteller nicht blos, sondern alle ihre Unterthanen ihr zu nahen pflegten. Ueberrascht schaute Maria Theresia daher empor, und ihr funkelndes Auge begegnete dem flammenden und trotzigen Blick des Grafen Benjowsky.

„Nun, was wollt Ihr denn hier?" fragte sie.

„Man kommt hierher, um Bittschriften abzugeben, oder mir halt seine Noth zu klagen, und Abhülf' zu begehren. Ihr habet keine Bittschrift, Ihr wollt kein Geld und Ihr schaut gar trotzig und hochmüthiglich drein, gar nit wie ein Bittsteller und Hülfs-

bedürftiger. Weshalb denn seid Ihr hierher gekommen? Was wollt Ihr, und wer seid Ihr?"

„Ich will Gerechtigkeit, Majestät," sagte der junge Mann mit lauter Stimme, indem er rasch vortrat und sein Knie beugte. „Ich flehe zur Kaiserin Maria Theresia, daß sie mich anhöre, um von mir die Wahrheit zu hören, und dann Gerechtigkeit zu üben."

„Sagt mir erst, wer Ihr seid," fragte die Kaiserin, „denn obwohl mir Euer Gesicht gar bekannt vorkommt, kann ich mich halt doch nit auf Euren Namen besinnen. Sagt mir also, wie heißt Ihr?"

„Majestät, ich bin der Graf Moritz von Benjowsky."

Die Kaiserin trat zurück, und eine Wolke flog über ihre klare Stirne hin. „Es giebt keinen Grafen Benjowsky mehr," sagte sie. „Der Sohn des Grafen Samuel von Benjowsky ist von seinem Vater verflucht, seines Namens und Erbes beraubt! Ihr saget, Ihr seid gekommen, um mich die Wahrheit hören zu lassen, und doch beginnt Ihr mit einer Lüge. Ich wiederhol's, es giebt keinen Grafen Benjowsky!"

„Und dennoch, Majestät, muß auch ich wieder-

holen, ich bin der Graf Moritz von Benjowsky," sagte der junge Mann feierlich.

„Ich weiß wohl, Ihr liebt zu opponiren," rief die Kaiserin. „Ist heute nit das erste Mal, daß Ihr mit Euren trotzigen Augen mir gegenüber steht, und es wagt, gegen Eure Kaiserin zu streiten. Wart Ihr es nit, der damals die Nachricht von der Schlacht bei Leuthen bracht', und mir beweisen wollt', daß all' meine Generäle nit Einsicht und Verstand gehabt, und daß nur der Nadasdy ein großer Feldherr sei?"

„Ja, Majestät, ich war es," erwiderte der Graf.

„Wart Ihr es nit," fuhr die Kaiserin gereizter fort, „der damals im Angesicht seiner Kaiserin, seiner obersten Kriegsherrin, sein Schwert zerbrach und wie ein Rebell und Hochverräther sich auflehnte gegen meinen Willen?"

„Ich zerbrach mein Schwert, und legte es zu den Füßen Eurer Majestät nieder, welche mich verhaften ließ, weil ich ihr die Wahrheit bekannt hatte über die unglückliche Schlacht von Leuthen."

„Und auch heute wieder ist Er gekommen, mir die Wahrheit zu sagen?" fragte Maria Theresia stolz. „Muß Ihm aber sagen, daß ich all' Seine

Wahrheiten für Lügen halt', und gar nit begierig bin, solche nachgemachte Waar' für echte anzunehmen. Er hat Sein' Sentenz empfangen, geh' Er, und richte Er sich danach!"

Und die Kaiserin wandte sich von ihm ab, und schickte sich an, in ihr Cabinet zurückzukehren. Aber Benjowsky eilte ihr nach, er wagte es, mit seiner Hand ihren Arm zu berühren.

Die Kaiserin, hochroth vor Zorn, wandte sich mit blitzenden Augen zu ihm zurück, und blieb stehen.

„Weiß Er, daß Er ein Unverschämter ist?" rief sie mit zerschmetterndem Stolz.

„Ich weiß nur, daß ich ein Unglücklicher bin," sagte Benjowsky mit sanfter flehender Stimme, indem er vor Maria Theresia sein Knie beugte, und seine Hände zu ihr erhob. „Ein Unglücklicher, den seine Kaiserin allein noch zu retten vermag vor dem Unheil. Oh, Majestät, seien Sie milde, seien Sie gerecht! Ich kam hierher als ein Trotziger und Zürnender, der auf sein gutes Recht pochte, und nur dies fordern wollte. Aber Ew. Majestät sehen es jetzt, ich bin demüthig geworden, all' mein Stolz ist hingeschwunden wie Eis vor dem Sonnenblick Eures Angesichts, und ich bin demüthig bereit, als

Gnade zu erflehen, was ich als Gerechtigkeit begehren wollte. Aber seid nun auch gnädig, Kaiserin, vernichtet das harte Urtheil, welches Ihr gefällt! Wollet mich nicht meines Namens, meiner Ehre, meiner Heimath berauben, denn ich schwöre es Euch bei Allem, was mir heilig ist auf Erden, schwöre es Euch bei Eurem eigenen Angesicht, das über mir strahlt wie eine Gottheit, vor der ich mich demüthige in den Staub, ich schwöre es, man hat Euch falsch berichtet, und nur die Stimme der Verleumder ist es, welche zu Euch gedrungen. Ich bin kein entarteter Sohn, kein Verbrecher, ich bin mir keiner Schuld bewußt!"

„Ihr seid Euch keiner Schuld bewußt?" fragte Maria Theresia drohend. „Antwortet mir jetzt im Namen Gottes: ist es nicht wahr, daß Euer Vater, der Graf Samuel von Benjowsky, Euch seinen Fluch gegeben, daß er Euch, da der Schmerz über Euch ihn der Sprache beraubt, mit seiner eigenen zitternden Hand es aufgeschrieben, daß er Euch nicht mehr anerkennen wolle als seinen Sohn, daß er Euch als einzige Erbschaft seinen Fluch hinterlasse? Ist das nicht wahr, haben Diejenigen gelogen, welche mir das gesagt? Wenn es so ist, wenn der Fluch des Vaters nicht auf Eurem Haupte lastet, wenn man

Euch verleumdet hat, so schwöre ich bei meiner kaiserlichen Ehre, daß Euch Gerechtigkeit werden soll, obwohl ich sagen muß, daß ich Euch nit gerade gewogen bin. Antwortet also: hat Euer sterbender Vater Euch nicht geflucht, nicht enterbt?"

„Ja, er hat es gethan," sagte Benjowsky traurig, „er hat mein unglückseliges Haupt belastet mit seinem Fluch, er ist dahin gegangen im Zorn über seinen einzigen Sohn. Aber dennoch bin ich kein Verbrecher, dennoch darf ich frei mein Haupt erheben zu Gott und meiner Kaiserin, und darf sagen, daß ich rein bin von Verbrechen, und daß es nur mein Unglück, nicht meine Schuld war, welche den Vaterfluch auf mein Haupt schleuderte. Mein Vater begehrte Unwürdiges und Entehrendes von mir, das ich ihm nicht gewähren konnte, er wollte meine Mannesfreiheit, meine Ehre als Soldat und als Mensch in den Staub treten, um schnödes Geld sollte ich mich verkaufen, und —"

„Schweige Er," unterbrach ihn die Kaiserin mit zürnender Stimme. „Habe Er wenigstens Ehrfurcht vor einem Todten, und erinnere Er sich in Demuth und Reue, daß Derjenige, welchen Er anklagt und verleumdet, Sein eigener Vater war, Sein eigener Vater, der nicht mehr hier ist, um sich zu rechtfer-

tigen gegen die Verleumdungen seines undankbaren, entarteten Sohnes. Hätte ich noch nicht gewußt, daß Er schuldig ist, so wüßte ich es jetzt, da Er sich nit entblödet, seinen Vater zu verleumden, der gestorben ist aus Gram um den einzigen Sohn, welcher ihn verhöhnt, gemißhandelt und verspottet, welcher in zügelloser Verschwendung sein Geld und Gut verschwendet und verspielt hat, daß der unglückliche alte Mann in Armuth und Noth kam, und Schulden auf Schulden häufte, um nur die unsinnigen Ansprüche seines Sohnes zu befriedigen. Ach, Er sieht wohl, daß ich Alles weiß, und daß ich seine Vergangenheit hinlänglich kenne, um mich nit von ihm bethören zu lassen!"

„Nein, Eure Majestät kennen meine Vergangenheit nicht," rief Benjowsky, indem er rasch aus seiner demüthigen knieenden Stellung sich erhob, und mit kühnem, fast zürnendem Blick der Kaiserin ins Antlitz schaute, „nein, Euer Majestät wissen nichts von der Wahrheit und Wirklichkeit über mich. Man hat mich verleumdet und angeklagt, wohlan, haben Euer Majestät die Gnade, mir meine Ankläger zu nennen, mich ihnen gegenüber zu stellen, und sehen Ew. Majestät dann, ob sie es wagen, Aug' in Auge mir ihre Anklage zu wiederholen."

„Wer Seine Ankläger sind, will Er wissen?“ fragte die Kaiserin mit flammenden Augen. „Nun, ich will's Ihm sagen: es waren Seine eigenen Schwestern und Seine beiden Schwäger. Aber sie haben nit blos angeklagt, sie haben Zeugen gestellt, welche mit feierlichem Eide beschworen haben, daß sie mit eigenen Augen das Document gelesen, welches der Graf Samuel Benjowsky geschrieben, und daß Ihr den frevelnden Muth gehabt, es zu entwenden und zu vernichten.“

„Das ist nicht wahr, das ist eine elende, erbärmliche Lüge,“ rief Benjowsky außer sich, „das —“

„Schweigt,“ rief die Kaiserin mit donnernder Stimme, „schweigt, oder ich lasse Euch als einen Wahnsinnigen verhaften und in's Irrenhaus sperren! Mir wagt Ihr zu trotzen? Wagt es, zu sagen, daß die Worte Eurer Kaiserin eine Lüge seien? Und Ihr fürchtet nicht, daß der Zorn Gottes herniederfahre Euch zu zerschmettern, daß die Hand kaiserlicher Gerechtigkeit Euch zermalme? So wisset denn, Ihr unnatürlicher und undankbarer Sohn, Ihr hartherziger und eigennütziger Bruder, wisset, daß ich Euer ganzes Verbrechen kenne, daß nichts mir verborgen geblieben von Euren verbrecherischen Anschlägen. Ich weiß, daß Ihr Aufruhr und

Verrath sinnet, weiß, daß Ihr auch gegen Eure Kaiserin frevelt und rebellirt, daß Ihr sogar kein Geheimniß daraus machet, und Euch mit frechem Muthe geweigert habt, anzustoßen auf das Wohl Eurer Kaiserin und Herrin. Oder wollt Ihr vielleicht behaupten, daß auch dies eine Lüge sei? Antworte Er mir doch, ist es nicht wahr, daß Er bei dem Festmahl, mit welchem Seine Verwandten Seine Heimkehr feierten, es ausgeschlagen, das Glas zu erheben und auf meine Gesundheit zu trinken?"

„Es ist wahr," sagte Benjowsky traurig.

„Ah, Er sieht also wohl, daß man mir die Wahrheit berichtet hat, und daß Seine Verwandten Ihn nicht verleumdet haben. Falle Er also nieder in den Staub und wende Er sein Herz zur Reue, denn ich wiederhole es Ihm: ich weiß Alles! Ich kenn' halt all' Seine bösen Anschläg'! Kenn' auch die traurige Geschicht' von dem geheimen Gang, der von Seinem Schlafzimmer in das Gemach Seines Schwagers führt."

„Wie?" rief der Graf entsetzt, „man hat gewagt, Eurer Majestät auch das zu erzählen?"

„Ja, man hat es mir erzählt, aber mit Thränen und Zerknirschung über Seine Schlechtigkeit, nit im Zorn und aus Rache. Suche Er also nicht,

sich zu rechtfertigen, denn ich wiederhol's Ihm, ich kenne die Geschichte von dem geheimen Gang und von dem Rasirmesser, welches Sein armer Schwager, der Baron Jemnik, am andern Morgen vor seiner Thüre fand, nachdem er in der Nacht von dem Geräusch Seiner Schritte erweckt, aufgesprungen war, um die geheime Thür vor seinem meuchelmörderischen Schwager zu verschließen."

„Und dieser meuchelmörderische Schwager bin ich?" fragte Benjowsky mit todesbleichen Wangen, mit starren Blicken. „Ich bin über den geheimen Corridor geschlichen? Ich habe das Rasirmesser verloren? Ich?"

„Ja, Er, Er, der zum Mörder werden wollte an Seinem Schwager, Er, der vor dem Angesichte Gottes und vor den Augen Seiner Kaiserin ein Mörder ist, wenn ihn auch ein rettender Zufall verhindert hat, die böse That zu vollführen."

„Ich also bin der Mörder!" schrie Benjowsky, und ein lautes, wildes Lachen tönte von seinen Lippen.

Die Kaiserin schauete auf ihn hin mit einem zerschmetternden Zornesblick. „Er wird mich zwingen," rief sie, „Ihn zu strafen, wie Er es verdient, obwohl ich Seinen Schwestern mein kaiserlich Wort

gegeben hab', Erbarmen zu üben, und Ihn ruhig und unbestraft von hinnen gehen zu lassen."

„Meine Schwestern! Die guten Seelen haben sich also mitleidsvoll für mich verwandt?" fragte der Graf.

„Seinen Schwestern verdankt Er es, wenn ich Ihn auch jetzt noch ungestraft lasse," rief die Kaiserin. „Aber ich rath Ihm doch, gehe Er schnell, und wage Er es niemals wieder, vor meinem Angesicht zu erscheinen, denn ich sag' Ihm, meine Langmuth ist am Ende, und wenn Er Sich noch Einmal in meine Nähe drängen sollt', so werde ich mich nur Seiner Verbrechen erinnern, und Ihn strafen, wie Er es verdient!"

Und ohne dem Grafen Zeit zu einer Erwiederung zu gönnen, wandte die Kaiserin sich ab, durchschritt mit stolzgehobenem Haupte das Gemach und trat in ihr Kabinet zurück, dessen Thür die Gutenberg hinter ihr verschloß.

Graf Benjowsky starrte ihr nach, bewegungslos, wie zerschmettert und gelähmt von der furchtbaren Anklage, die wie ein Blitz auf ihn herniedergefahren war. Alle seine Gedanken drehten sich wirbelnd zusammen, verworrene Bilder umschwirrten seinen Geist, und immer und immer wieder tönte und

rauschte es vor seinen Ohren: „Du bist ein Mörder, Du hast Deinen Schwager ermorden wollen! Fliehe, fliehe, denn der Fluch Deines Vaters lastet auf Dir! Fliehe!“

Er hörte betäubt, verwirrt auf diese Stimmen, er schritt wie im Traum durch das Gemach hin, und öffnete die Thür, die auf den Corridor hinaus führte. Draußen stand der Offizier, der, an die Thür gelehnt, schon lange ungeduldig der Rückkehr des Grafen geharrt hatte. Er fragte ihn, ob er sein Ziel erreicht, ob die Kaiserin ihm Gnade gewährt habe?

Benjowsky antwortete nur mit tonloser Stimme das einzige Wort: „Abreisen!“ und schritt dann hastig weiter, stieren Blickes, keuchender Brust, hinaus aus der Kaiserburg, die ihm zum zweiten Male so unheilsvoll geworden. Das erste Mal hatte er sie verlassen, um in's Gefängniß zu wandern, jetzt sollte er sie verlassen, um hinauszuwandern in die Welt, als ein Heimathloser, Verbannter! Die ganze Welt sollte jetzt sein Gefängniß werden!

Einmal, als sie über den Platz vor dem Kaiserschloß dahingingen, blieb er stehen und schauete zurück auf die düstern ernsten Mauern, und ein seltsames, zugleich spöttisches und trauriges Lächeln

zuckte um seine Lippen. „Sie ist eine Kaiserin," murmelte er, „sie hält die Macht einer irdischen Gottheit in ihrer kleinen weißen Hand und sie ist dennoch nichts weiter als ein irrendes, leicht bethörtes Weib, daß die Lüge für Wahrheit nimmt, und sich beschwatzen läßt von Heuchlern und Schmeichlern. Sie trägt einen Purpurmantel, aber das Bettlergewand menschlicher Erbärmlichkeit schauet doch unter demselben hervor."

Seine eigenen Lippen sagten das, und doch war's ihm, als flüstere eine Stimme, ein Wesen außer ihm diese Worte in sein Ohr, und er schauete zur Seite, um Denjenigen zu sehen, der ihm so genau seine eigenen Gedanken wiederholte. Dann ging er kopfschüttelnd weiter, ruhigen, gleichmäßigen Schrittes, gerade nach seiner Wohnung hin, dem Offizier es überlassend, alle nöthigen Vorkehrungen zu ihrer beiderseitigen Abreise zu treffen. Nur einmal erhob er sich aus seinem schweigenden Sinnen, um seinen Kammerdiener zu rufen und ihn zu verabschieden, indem er ihm für die nächsten drei Monate seinen Gehalt auszahlte, dann versank er wieder in sein stummes Hinbrüten, aus welchem endlich der Offizier ihn weckte mit der Nachricht, daß jetzt Alles zu ihrer Abreise bereit sei.

„Nun, so lassen Sie uns abreisen," sagte Benjowsky gelassen, indem er sich erhob.

„Aber wohin gedenken Sie zu gehen, Graf?" fragte der Offizier. „Wohin wollen wir reisen?"

„Die gnädige Kaiserin hat befohlen, daß Sie mich an die österreichische Grenze bringen sollen; nun also, bringen Sie mich dahin!"

„Aber nach welcher Seite hin, Herr Graf? Die Welt ist groß, ich kann nicht wissen, wohin Sie gehen wollen."

„Es ist wahr, die Welt ist groß, und ich weiß es selber nicht, wohin ich gehen will. Ich überlasse es Ihnen, darüber zu bestimmen."

„Nun wohl, mein Herr Graf, Sie waren zuletzt in Polen, und Sie haben in Polen Verwandte. Ich bringe Sie bis zur Grafschaft Zips, von dort an sind Sie frei, zu reisen, wohin es Ihnen beliebt!" —

Sie fuhren in unaufhaltsamer Eile Tag und Nacht. Graf Benjowsky saß ruhig und schweigend in seiner Wagenecke; seine offenen Augen schienen nichts zu sehen, seine Ohren schienen nichts zu hören. Der Sturm fuhr durch sein schwarzes Haar, daß es ihn umflatterte wie mit Rabenflügeln; er achtete nicht darauf; der Regen schlug ihm in's Angesicht,

er lächelte dazu und nahm den Hut ab, um von den kalten Tropfen sein brennendes Haupt kühlen zu lassen. Anfangs versuchte es wohl sein Begleiter, mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen, aber Benjowsky schüttelte sein Haupt, und sah ihn mit traurigen Blicken an.

„Geben Sie es auf, Mitleid mit mir zu haben," sagte er. „Ich bin ein Verworfener, von dem alle Menschen sich mit Abscheu lossagen müssen. Ich habe meinen Vater getödtet, ich habe rebellirt gegen meine Kaiserin, ich habe meine Schwestern um ihr rechtmäßiges Erbe betrügen und endlich habe ich meinen eigenen Schwager ermorden wollen. Das Alles sind erwiesene Verbrechen, und die Kaiserin straft mich für dieselben sehr milde, indem sie mich nur aus dem Vaterlande verbannt und mich nur der Schande Preis giebt. Der Zorn Gottes und die Verachtung der Menschen ruht auf auf mir. Halten Sie sich also fern von mir, denn das Unglück ist, wie die Pest, eine tödtliche Krankheit, die Jeden vergiftet, welchen sie berührt."

Er lehnte sich wieder zurück in seine Wagenecke und starrte hinaus in's Weite, hinauf zum Himmel, auf dessen tiefblauer Wölbung der Sturm schwere graue Wolken vorüberpeitschte.

Endlich nach dreien Tagen hatten sie die Grenze erreicht, und in dem kleinen Dorfe jenseits der Grenze, in der Grafschaft Zips machten sie Halt, um dort nach so langer ruheloser Fahrt ihr Nachtquartier zu nehmen.

„Ich werde morgen in der Frühe meine Rückreise antreten," sagte der Offizier, „und ich will deshalb schon heute Abend Ihnen mein Lebewohl sagen. Ich bitte aber vor allen Dingen mir zu sagen, ob ich irgend etwas für Sie thun kann."

„Ich wüßte nichts," erwiderte Benjowsky ruhig, indem er sich auf einen der binsengeflochtenen Stühle niedergleiten ließ, und mit einem gleichgültigen Blick in dem armen elenden Zimmer des Gasthauses sich umschauete.

„Auf welche Weise gedenken Sie Ihre Reise fortzusetzen, Herr Graf?" fragte der Offizier, mitleidsvoll in das bleiche, erschöpfte Angesicht Benjowsky's schauend. „Ich kehre natürlich in dem Wagen, in welchem wir hierher gelangt sind, wieder zurück, und Sie werden daher meiner Theilnahme die Frage zu Gute halten: auf welche Weise gedenken Sie weiter zu fahren?"

„Ich weiß es nicht," erwiderte der Graf ruhig. „Vielleicht ist es gar nicht nöthig, daß ich darüber

nachdenke, und die Reise, die ich zu machen habe, geht nicht über die Erde hin, sondern unter die Erde, vielleicht fahre ich nur noch in die Gruft, und die Flammen, welche in meinem Kopfe brennen, das sind die Fackeln meines Leichenbegängnisses."

Der Offizier schaute mitleidsvoll auf den jungen Mann hin, dessen tief in ihren Höhlen liegende Augen in einem unheimlichen Feuer brannten, auf dessen bleichen eingefallenen Wangen eben die glühenden Rosen aufzublühen begannen. „Sie sind krank," sagte er, „Sie sollten sich beeilen, wenigstens aus diesem elenden Dorfe fort und in die nächste Stadt zu gelangen, um dort die Hülfe eines Arztes in Anspruch zu nehmen."

„Für meine Krankheit giebt es nur einen Arzt, und das ist der Tod," sagte Benjowsky kopfschüttelnd. „Er wird mich hier so gut finden, wie anderswo, und ich habe gar nicht nöthig, ihm entgegen zu fahren. Ich bleibe hier, um zu schlafen oder zu sterben, wie's eben kommt. Denken Sie nicht weiter an mich, sondern rechnen Sie mich zu den Todten!"

„Ich werde oft und viel an Sie denken, und es wird mein Herz erfreuen, wenn ich eines Tages höre, daß es Ihnen gut geht, mein Herr Graf Benjowsky."

„Warum nennen Sie mich so? Sie sind ein Offizier der Kaiserin, wie können Sie mir also einen Namen geben, den mir das Machtwort der Kaiserin abgesprochen hat?"

„Das Machtwort der Kaiserin reicht doch nicht hinaus über die Grenzen ihres Landes. Wir sind hier auf polnischem Gebiet, und Niemand wird Ihnen hier den Titel verweigern, der Ihnen gebührt. Man kann Ihnen das Erbrecht entziehen, aber doch nicht Ihren Namen und Titel, denn Sie sind doch jedenfalls der legitime Sohn Ihres Vaters, der selbst in seinem Zorn niemals einen Schatten auf die Ehre Ihrer Mutter geworfen hat."

„Ich danke Ihnen für Ihr gutmüthiges Wort," sagte Benjowsky, dem Offizier seine Hand darreichend. „Leben Sie wohl und reisen Sie glücklich!"

Der Offizier verließ den Grafen, um den schon bereitstehenden Wagen zu besteigen und abzureisen. Aber bevor er das that, begab er sich noch einmal in das Gastzimmer, wo hinter dem Schenktische die stattliche Wirthin auf ihrem erhöhten Sitze thronte.

„Der Herr Graf Benjowsky wird in Ihrem Hause die Nacht zubringen," sagte er. „Haben Sie

die Freundlichkeit, für ihn zu sorgen, und Alles, was Sie vermögen, zu seiner Bequemlichkeit zu thun."

„Das wird leider sehr wenig sein, mein Herr," erwiderte die Wirthin achselzuckend. „Wir sind nicht darauf eingerichtet, so vornehme Herren zu logiren, und es wäre mir weit lieber, wenn der Herr Graf weiterreiseten bis zur Stadt Jablunka, wo er sicher ist, ein gutes Nachtquartier zu finden."

„Er wird es nicht wollen, denn er ist erschöpft und angegriffen, und bedarf der Ruhe. Morgen früh, wenn der Schlummer ihn gestärkt hat, wird er sich hoffentlich gesund genug befinden, um sofort abzureisen."

„Jesus Maria," rief die Wirthin, „Ew. Gnaden halten es also für möglich, daß der Herr Graf erkrankt?"

„Ich halte es leider für möglich."

„Dann muß ich den Herrn Grafen bitten, sogleich aufzubrechen," sagte die Wirthin, indem sie sich eilfertig von ihrem Thronsessel erhob, und hinter dem Schenktisch hervortrat. „Ich habe nicht Zeit zur Krankenpflege, und meine Schenke ist nur für Bauern und niedere Leute bestimmt, die hier ein einfaches Butterbrod nehmen und ein Glas Branntwein trinken, nicht aber zum Hospital für vornehme

Herren. — Das will ich dem Herrn Grafen sagen, und ich bitte Ew. Gnaden, daß Sie mit ihm noch heute bis Jablunka fahren."

Sie wollte vorwärts eilen, aber der Offizier hielt sie zurück. „Sie werden nicht so grausam sein, den Grafen Benjowsky aus der Ruhe, welche er so nothwendig bedarf, aufzuschrecken," sagte er. „Sie sind ohne Zweifel eine edle und gutmüthige Frau, und Sie werden daher Ihre Pflichten als Frau und Wirthin erfüllen, und einem Leidenden nicht Ihre Thür verschließen. Warten Sie wenigstens bis morgen früh, und wenn der Graf Benjowsky sich dann noch leidend fühlt, dann ist es immer noch Zeit ihm vorzuschlagen, daß er sich nach Jablunka fahren lasse. Leben Sie wohl, liebe Frau, ich empfehle den Grafen Benjowsky Ihrer Fürsorge."

„Es ist gut," murmelte die Wirthin, indem sie dem dahin rollenden Wagen des Offiziers nachblickte. „Mag dieser Herr Graf die Nacht in meinem Hause bleiben, aber morgen früh muß er fort, denn ich habe nicht Lust Krankenwärterin zu sein, und es meinen Kunden zu verbieten, wenn sie Abends tanzen oder ein lustiges Lied singen wollen!"

Und in der Frühe des nächsten Morgens begab sich die Wirthin eiligen Schrittes die Stiege hinauf

und klopfte an die Thür des Herrn Grafen, um Einlaß bittend. Als auf ihre dreimal wiederholte Bitte noch keine Antwort erfolgte, öffnete sie die Thür und trat ein.

Da saß der fremde Herr auf dem Stuhl neben dem Tisch, und starrte sie an mit weit aufgerissenen Augen, und schien ihr Eintreten doch gar nicht zu gewahren, denn auf ihre ehrfurchtsvolle Begrüßung antwortete er gar nicht, sondern fuhr fort, leise mit sich selber zu sprechen. Er mochte so die ganze Nacht gesessen haben, denn das Bett war ganz unberührt und er war noch so angekleidet, wie er es gestern Abend gewesen.

„Ew. Gnaden," sagte die Wirthin, sich tief verneigend, „Ew. Gnaden sind schon so früh aufgestanden, weil Sie ohne Zweifel sofort abreisen und mein armes, elendes Haus verlassen wollen. Befehlen Ew. Gnaden, daß ich einen Boten nach der Poststation schicke, um für den Herrn Grafen ein Fuhrwerk zu bestellen?"

Aber der Herr Graf antwortete nicht, sondern fuhr unbehindert in seinem eifrigen Selbstgespräch fort, auch dann noch, als die Wirthin ihm näher trat und mit erhobener Stimme ihre Worte wiederholte und um Antwort bat.

„Er ist krank, die unglückliche Prophezeihung des Offiziers ist eingetroffen," jammerte die Frau. „Ich habe da einen Kranken auf dem Halse, von dem ich nicht einmal weiß, ob er auch bezahlen kann. Aber das ist unmöglich, ich kann eine solche Last nicht auf mich nehmen. Grafen gehören nicht in mein Haus, und wenn es ihnen beliebt, in unserm Dorfe krank zu werden, so mag der Gutsherr sie gesund pflegen, und für seinesgleichen sorgen, ich vermag's nicht!"

Und die energische Frau verließ das Zimmer, sprang die Treppe hinab, warf ein Tuch um ihre robusten Schultern und verließ das Haus. Hastigen Schrittes schlug sie den Weg ein nach dem unfern von dem Dorfe auf einer kleinen Anhöhe belegenen stattlichen Schlosse des Grafen von Hanski, dem das Dorf und die umliegenden Ortschaften gehörten. —

Graf Hanski befand sich mit seiner schönen Tochter, der Comtesse Leonore, eben beim Frühstück, als der eintretende Kammerdiener meldete, daß die Wirthin aus der Dorfschenke sich im Vorzimmer befände, und dringend den Herrn Grafen und die Comtesse zu sprechen begehre.

„Uns Beide?" fragte der Graf verwundert.

„Ich begreife nicht, was die Schenkwirthin Dir zu sagen haben könnte."

„Vielleicht ist irgend ein Unglück geschehen, für welches sie nicht blos Deiner Großmuth, sondern auch meiner Hülfe bedarf," sagte Comtesse Leonore mit ihrer sanften, melodischen Stimme. „Ich bitte Dich also, mein Vater, gestatte der Frau einzutreten. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe eine Ahnung, als ob die Frau uns eine wichtige Nachricht zu überbringen hätte."

„Nun, wir werden ja sehen! Laß eintreten, Carl," befahl der Graf, und eine Minute später erschien die Wirthin demüthig knixend auf der Schwelle der Thür.

„Nun, was giebt es, gute Frau," rief ihr der Graf entgegen. „Was führt Sie schon so frühzeitig hierher?"

„Ein Unglück, gnädigster Herr, ein großes Unglück," jammerte die Frau. „Ein fremder, vornehmer Herr ist gestern Abend in Begleitung eines österreichischen Offiziers von jenseits der Grenze in mein Haus gekommen und hat bei mir Nachtquartier genommen, während der Offizier gleich wieder abgereist ist. Und nun denken Ew. Gnaden das Unglück, ich finde den fremden Herrn heute Morgen

todtkrank und ohne Besinnung auf seinem Zimmer. Er giebt gar keine Antwort auf alle meine Fragen, und starrt mit weit aufgerissenen Augen in die Luft und spricht immerfort mit sich selber, ohne einmal Notiz von mir zu nehmen. Nun wollte ich die gnädige Herrschaft um Hülfe und Rath bitten, denn es ist unmöglich, ich kann den fremden, vornehmen Herrn nicht in meinem Hause behalten, und wenn Ew. Gnaden Sich seiner nicht annehmen wollen, so muß ich ihn auf meinem kleinen Korbwagen nach Jablunka fahren lassen, denn in meinem Hause würde er sterben ohne Arzt und ohne Pflege. Es ist ein Unglück, ein rechtes Unglück für mich!"

„Mir scheint, das Unglück ist nur auf Seite des armen Fremden," sagte der Graf Hanski.

„Aber wir werden es mildern, nicht wahr, mein Vater, wir werden es mildern?" fragte die Comtesse Leonore, indem sie sich ihrem Vater näherte, ihre schlanke Hand von durchsichtiger Weiße auf die Schulter des Grafen legte, und mit ihren großen schwarzen Augen flehend zu ihm emporschauete.

„Wir werden es nicht zugeben, daß man einen Kranken meilenweit transportire, und ihm die Hülfe und Pflege verweigere, deren er so nothwendig bedarf?"

Graf Hanski schaute mit zärtlichem Ausdruck in das schöne erregte Angesicht seiner Tochter. „Ich überlasse es Dir, mein Kind," sagte er, „Dir diese Frage selbst zu beantworten, ich gebe Dir Vollmacht, diejenigen Anordnungen zu treffen, welche Du für nothwendig hältst!"

„Ich danke Dir, mein theurer, großmüthiger Vater," rief Leonore, indem sie ihre Arme um den Nacken ihres Vaters schlang und einen glühenden Kuß auf seine Lippen preßte. Dann griff sie eilig nach der silbernen Handklingel, die auf dem Frühstücktisch stand, und schellte heftig.

„Senden Sie sogleich meinen Wagen in die Stadt zum Doctor Beschki," befahl Leonore dem eintretenden Kammerdiener. „Wir lassen den Doctor dringend bitten, sogleich zu uns zu kommen. Sobald Sie dies besorgt haben, werden Sie vier Männer aus der Dienerschaft beauftragen, den großen Krankenkorb mit Kissen und Decken in Bereitschaft zu setzen, und so rasch als möglich mit demselben nach der Dorfschenke sich zu begeben."

„Ich werde die Männer begleiten, Ew. Gnaden," rief die Wirthin eifrig. „Ich werde ihnen behülflich sein, den armen, kranken Herrn in den Krankenkorb zu bringen, und —"

„Wir werden schon selbst dafür Sorge tragen, gute Frau," unterbrach sie der Graf. „Denn während Du, meine Tochter, hier ein Krankenzimmer einrichtest und Alles vorbereitest zur Aufnahme des Kranken, werde ich mich sogleich in das Gasthaus begeben, um für den Kranken Sorge zu tragen, und ihn auf seinem Transport hierher zu begleiten. Nicht wahr, Leonore, ich habe Deine Wünsche errathen, und dies war es, was Du mir auftragen wolltest?"

„Dies war es, um was ich Deine Güte anflehen wollte," sagte Leonore mit einem dankbaren Blick ihrer großen schwarzen Augen. „Laß uns jetzt eilen, mein theurer Vater, zu thun, was unsere Pflicht ist, und für den armen Kranken zu sorgen!" —

Eine halbe Stunde später bewegte sich ein ernster, langsamer Zug dem Schlosse zu. Vorauf ritt Graf Hanski; ihm folgten die vier Männer mit der Tragbahre, auf welcher man den Grafen Benjowsky in Kissen und Decken gebettet hatte, hinter ihnen kamen zwei andere Männer mit dem Reisegepäck des Fremden.

Comtesse Leonore empfing die Ankommenden auf dem Perron des Schlosses.

„Hat der Kranke sich gleich bereit erklärt, unsere

Einladung anzunehmen?“ fragte sie mit einem theilnehmenden Blick auf die verhüllte Tragbahre.

„Mein Kind,“ erwiderte der Graf seufzend, „es wäre vergeblich gewesen, irgend eine Einladung oder auch nur eine Frage an ihn zu richten. Er weiß nichts von der Außenwelt, nichts von Allem, was mit ihm geschieht. Ich fürchte, es ist ein Gehirnleiden, das den armen jungen Mann befallen hat.“

„Mein Gott, es ist also noch ein junger Mann?“ fragte Leonore erschrocken.

„Ein junger Mann, dabei von großer Schönheit, und auch von vornehmer Geburt, denn er ist ein Graf von Benjowsky.“

„Ach mein Vater,“ flüsterte Leonore, „ich wollte, er wäre alt und häßlich.“

„Und weshalb wolltest Du das, mein Kind?“

„Weil ich ihm dann meine ganze Pflege und Aufmerksamkeit rücksichtslos und ohne Bedenken widmen könnte, während seine Jugend und Schönheit mich aus seinem Krankenzimmer fern hält.“

Die Träger hatten indeß den Kranken nach dem für ihn eingerichteten Zimmer gebracht, zu welchem die alte Kammerfrau der Gräfin ihnen den Weg gezeigt. Man hatte ihn sorgfältig aus dem Tragekorb hinübergehoben in das erwärmte Lager und

ihn sanft auf demselben gebettet, ohne daß der Kranke auch nur einen Moment aus seinem starren Hinbrüten und seiner Theilnahmlosigkeit erweckt worden wäre.

Eine halbe Stunde später trat der Arzt in das Krankenzimmer ein, und nachdem er den stummen Leidenden sorgfältig untersucht und beobachtet hatte, kehrte er mit trüber Miene in den Salon zurück, in welchem der Graf und seine Tochter ihn erwarteten.

„Es ist ein sehr schlimmer Fall," sagte er feierlich. „Ich vermuthe, daß sehr schmerzliche Gemüthserschütterungen die Ursache dieses Zustandes sind. Es ist eine Gehirnentzündung, und zwar von sehr heftiger Art. Jetzt ist der Kranke noch ruhig und starr, in wenigen Stunden aber wird das Fieber mit aller Macht ausbrechen, und dann wird er rasen."

„Und es ist Gefahr dabei?" fragte der Graf theilnahmsvoll. „Sie glauben, daß der arme junge Mann sterben könnte?"

„Die Wissenschaft vermag sehr wenig gegen dieses furchtbare Uebel," sagte der Arzt achselzuckend. „Aber was sie vermag, werde ich versuchen. Blutegeln und kühlende Umschläge. Nur müßte ich gewiß sein, eine Krankenpflegerin zu haben, die mit

der genauesten Pünktlichkeit und liebevollsten Sorgfalt alle meine Anordnungen ausführte. Wenn irgend Etwas versäumt oder vernachlässigt würde, ist er unwiderbringlich verloren. Armer, beklagenswerther Mann! Ihm fehlt die liebende Sorgfalt einer Mutter oder einer Schwester!"

„Armer Mann," sagte der Graf, indem sich seine Blicke mit einem fragenden Ausdruck auf seine Tochter hefteten. „Eine Mutter oder eine Schwester könnte ihn vielleicht vom Tode erretten, aber er wird sterben müssen, denn er ist unter Fremden, die sich wohl gütevoll seiner annehmen, aber doch die zärtliche Sorgfalt einer Mutter oder Schwester nicht ersetzen können."

Leonore hatte sinnend und gedankenvoll zur Erde geschaut, jetzt hob sie auf einmal das Haupt empor, und ihr strahlendes Auge begegnete dem forschenden Blick ihres Vaters mit einem Lächeln.

„Nein," sagte sie, „er ist nicht unter Fremden. Du, mein Vater, hast den Kranken unter Dein Dach aufgenommen, und ihm Gastfreundschaft gewährt. Der Gastfreund hat heilige Rechte, und er darf uns kein Fremder sein. Herr Doctor, geben Sie mir Ihre Anordnungen. Ich werde sie ebenso pünktlich erfüllen, als wäre ich des Kranken Mutter

oder Schwester. Gott hat ihn an uns gewiesen, Gott hat gewollt, daß wir uns seiner annehmen und erbarmen sollten. Die Unglücklichen sind geheiligt, und man soll Ihnen überall mit Ehrfurcht begegnen. Ich will die Mutter und die Schwester dieses Unglücklichen sein!"

„Dann kann er vielleicht noch gerettet werden," jubelte der Arzt, „denn Frauenpflege ist oft mächtiger noch als alle Wissenschaft des Arztes."

Graf Hanski sagte nichts, er nahm nur die zarten weißen Hände seiner Tochter und drückte sie an seine Lippen. Dann geleitete er Leonore selber hinauf in das Krankenzimmer. Sie schritt zu dem Bett hin, und vor demselben niederknieend flüsterte sie: „Armer Kranker, ich will Deine Mutter, Deine Schwester sein, ich werde nicht eher Dein Lager verlassen, als bis Du meiner Pflege nicht mehr bedarfst."

Graf Benjowsky starrte sie mit weit aufgerissenen Augen an, ohne sie zu sehen. Aber der Arzt hatte richtig prophezeit, eine halbe Stunde später raſete er in wilden Fieberphantasieen.

IX.

Ein neues Leben.

Graf Moritz Benjowsky schlug die Augen auf, und sein erstaunter Blick heftete sich auf die schöne liebliche Frauengestalt, die neben seinem Lager auf dem Lehnstuhl saß, und deren große schwarze Augen mit einem Blick zärtlicher Theilnahme auf ihm ruhten. Wie ein Sonnenstrahl drang dieser Blick ihm in das Herz, wie einen Sonnenstrahl fühlte er ihn auf seinem Angesicht, und Alles ward weich in ihm und milde, und die Eisrinde, welche sich um sein Herz gelegt hatte, schmolz hin in Thränen der Wehmuth und Rührung. Er fühlte es, wie die Thränen in heißen Fluthen über seine Wangen niederstürzten, und sie thaten ihm wohl, sie erleichterten seine Brust.

Es war eben, als wälze sich ihm eine ungeheure Last von seiner Seele fort, und ein Freudenschrei drang unwillkürlich von seinen Lippen. Er wollte die Arme ausstrecken, dieser reizenden Erscheinung entgegen, die wie ein Engel des Friedens und Erbarmens vor ihm stand, aber seine Arme wollten sich nicht heben, sie sanken schwer und matt wieder zurück. Er wollte sich aufrichten, aber sein Kopf lag wie angefesselt auf den Kissen. Er wollte sprechen, doch er fühlte, daß ihm die Lippen den Dienst versagten. Aber mit aller Kraft des Willens überwand er seine Schwäche, zwang er seine Lippen, sich zu öffnen.

„Wer hat mich gefesselt, wer hält mich gefangen?“ das waren die Worte, die wie ein krampfhafter Schrei von seinen Lippen sich losrangen, und ihn selber durch ihr Geräusch so erschreckten, daß er betäubt, fast besinnungslos, sein Haupt tiefer zurücksinken fühlte. Es war ihm jetzt, als ob über ihm eine graue Nebelwolke schwebe, sie senkte sich tiefer und tiefer auf ihn nieder, sie drückte sich auf sein Haupt, auf seine Brust, und es tönte und klang vor seinen Ohren wie Glockengeläute, wie Windesbrausen. Und dennoch mitten durch die Wolke hindurch sah er die großen, sternengleichen Augen des

Engels, der neben ihm Wache hielt, als wolle er alle Dämonen und bösen Geister von ihm fern halten, mitten durch das Toben und Brausen und Klingen vor seinen Ohren vernahm er eine holde melodische Stimme, hörte er sie seufzend sagen: „Oh, Gott! Gott! Er wird einen neuen Anfall haben! Er wird wieder in Raserei verfallen!“

Diese Worte trafen ihn wie ein Blitz, sie erhellten auf Einmal das Dunkel seiner Seele, sie gaben ihm Aufschluß über die Lage, in der er sich befand.

Er war also wahnsinnig, er hatte Anfälle von Raserei, und deshalb hatte man ihn gefesselt, deshalb seinen Kopf, und seine Arme, ja alle seine Glieder in Banden geschlagen! Aber jetzt, jetzt war er doch erwacht aus den Träumen seines Irrsinns, er sah ja, er schaute ja um sich, und erkannte alle die Gegenstände, die ihn umgaben. Er sah, daß er in einem breiten Himmelbette lag, welches rings von purpurrothen Vorhängen umgeben war, er sah hinein in ein weites Gemach, dessen Fußboden mit weichen Teppichen belegt war, an dessen Wänden alterthümlich vergoldete Meubles standen, über denen Bilder in geschnitzten breiten Goldrahmen glänzten. Er sah den altmodischen Kronleuchter von Berg-

crystall, der von der Decke herniederhing, und in dessen geschliffenen Kugeln die Lichter, welche dort drüben auf den silbernen Armleuchtern brannten, in dem buntesten Farbenspiel glitzerten.

Er sah und erkannte das Alles, und nun hefteten sich seine Augen mit einem angstvollen flehenden Blick auf das holde Frauenbild hin, das noch immer ihn anschauete, so innig, so theilnahmsvoll. Es war, als ob dieser Blick sie zu ihm riefe, als wenn er ihr ein Geheimniß offenbaren wolle! Sie stand auf, und neigte sich zu ihm, und wie sie das that, berührten die langen blonden Locken, welche zu beiden Seiten ihres Angesichts niederfielen, seine Stirn und machten ihn erschauern vor Wonne und Weh zu gleicher Zeit. Er fühlte sein Herz still stehen, eine eisige Kälte seine Adern durchrieseln, und er starrte empor zu den Augen, die über ihm schwebten, und fragte sich selber: „Ist es der Engel des Todes, der sich zu mir neigt, um meine Lippen zu küssen und um mich zu befreien?“

Aber nein, nicht so hold und lieblich konnte der Engel des Todes ihm erscheinen, nicht mit so warmem, duftigem Athem ihn anwehen! Der Engel des Lebens war es, der sich über ihn neigte, der ihn befreien wollte aus den Fesseln des Wahnsinns!

„Höre mich, lieblicher Engel," flüsterte er ganz leise, ganz tonlos. —

Sie neigte ihr Ohr tiefer an seinen Mund, um die Worte zu verstehen, die wie Geisterhauch über seine Lippen schwebten.

„Ich bin nicht wahnsinnig," flüsterte er wieder. „Ich werde nicht wieder in Raserei verfallen. Ich wache und sehe! Sei also barmherzig! Löse die Ketten von meinem Haupt und von meinen Armen, damit ich mich aufrichten, mich bewegen kann!"

Was war's, das in seinen Worten so Rührendes und Bewegliches lag? Warum verdunkelten sich diese Sterne, die eben noch so hell geleuchtet, was waren das für heiße glühende Tropfen, die auf seine Stirn niederfielen, und doch wie Himmelsthau ihn kühlten und erquickten?

„Weinst Du?" fragte er kaum hörbar. „Weinst Du, weil Du mir nicht helfen kannst? Oh, habe Erbarmen, löse die Ketten, gieb mich frei!"

Sie trocknete mit ihren langen blonden Locken die Thränen aus ihren Augen fort, und zwang sich zu lächeln. „Du bist nicht gefesselt," sagte sie, „keine Ketten binden Dich! Es ist nur die Krankheit und Schwäche, welche Dich noch gefesselt hält.

Aber sie wird vorübergehen, und dann wirst Du Dich erheben können, denn Du bist frei!"

„Frei!" rief er, jubelte es in seiner Seele, aber die Worte kamen nicht über seine Lippen, und es ward dunkel vor seinen Blicken, die Lider senkten sich von selbst über seine Augen nieder. Oh Gott, Gott, kam er dennoch, der Tod? Kam er, um ihn abzufordern?

Er faßte sich zusammen mit aller Kraft seines Geistes, er wollte ihn überwinden, den Tod, er wollte gegen ihn kämpfen, er wollte das Bewußtsein nicht verlieren, nicht in Wahnsinn, in Raserei verfallen!

Und wie er, in sich ringend und kämpfend, äußerlich bewegungslos und starr da lag, hörte er die holde Stimme, welche er vorher schon vernommen, mit freudigem Klange sagen: „Vater! Er hat eben einen lichten Moment gehabt. Die wahnsinnigen Fieberphantasieen sind einen Moment vom Bewußtsein erhellt gewesen. Oh, mein lieber theurer Vater, jetzt hoffe ich, daß er genesen wird!"

„Wenn er genest, Leonore," sagte eine tiefe männliche Stimme, „wenn er genest, dann bist Du es, welcher er nächst Gott seine Genesung verdankt. Du hast den Schwur erfüllt, welchen Du damals

geleistet, als man den Kranken hierher brachte, Du hast ihn gepflegt und behütet wie eine Mutter, eine Schwester! Oh, er wird es nie erfahren, nie ermessen können, wie viel er Dir dankt, Leonore!"

„Weshalb sollte er es auch erfahren?" fragte die holde Frauenstimme. „Ich habe es nicht gethan, um Dank zu erndten. Du bist mit mir zufrieden, mein theurer Vater, das ist mein bester Lohn! Aber sieh nur, Vater, er schläft. Zum ersten Mal seit langen Wochen liegt er still und friedlich da."

„Ja, er schläft," sagte die andere Stimme. „Ich glaube, er ist jetzt in die Krisis eingetreten, von welcher der Arzt sagte, daß sie in diesen Tagen kommen müßte. Wenn er aus diesem Schlaf erwacht, dann wird es sich zeigen, ob nur sein Körper, oder ob auch sein Geist genesen kann!"

„Er wird genesen! Oh, er wird genesen, mein Vater. Dieser schöne edle Geist, der sich uns offenbarte selbst in seinen Fieberphantasieen, in seiner Raserei, der kann nicht untergehen, nicht in Banden geschlagen werden. Er hat nur so viel gelitten, so viel Kummer und Schmerz erduldet. Die grausame Welt ist ihm so bitter und ungerecht begegnet, das haben mir seine Klagen, seine verzweiflungs-

vollen Phantasieen oft genug verrathen. Er hat viel unverschuldetes Unglück erlitten, er —"

Ein lauter durchdringender Schrei unterbrach sie, ein Schrei der Freude, des Entzückens, das Antlitz des Kranken strahlte in Glück, seine Augen waren geöffnet und schauten Leonore wieder an mit dem Blick des Verständnisses, mit dem Blick, der ihr tief in die Seele drang, und in der Freude dieses seligen Momentes fand er die Kraft, sich ein wenig aufzurichten, die Arme zu erheben und zu sagen: „Gelobt sei Gott! Sie glaubt an mich! Sie hält mich nicht für schuldig, nicht für einen Mörder! Sie hat Mitleid mit mir und beklagt den Unglücklichen! Dank, Dank, Du Engel, Du hast —"

Mehr sagte er nicht. Das Haupt sank in die Kissen zurück, die Augen schlossen sich wieder, der Athem stockte in seiner Brust.

„Er ist ohnmächtig," sagte Graf Hanski, welcher den Hinsinkenden in seine Arme gefaßt hatte, und dessen Haupt jetzt an seiner Brust ruhte. „Armer Kranker, er hat so lange gegen Dämonen und Teufel gekämpft, daß der Anblick eines Engels ihn vor Rührung überwältigt. Aber er wird erwachen und nun zweifle ich nicht mehr, daß Du

Recht hast, Leonore, daß der Irrsinn von ihm gewichen ist, und er auch geistig genesen wird." ——

Und die Hoffnungen des Grafen und seiner Tochter sollten sich erfüllen. Graf Benjowsky erwachte mit klarem Bewußtsein und von diesem Tage an verdunkelte sich sein Geist nicht einen Augenblick wieder. Er genas langsam zwar, aber sicher; behütet und bewacht von den väterlichen Augen des Grafen Hanski, der aufmerksamen, sorgfältigen Pflege der Comtesse Leonore schritt er seiner Genesung entgegen, nahmen seine Kräfte allgemach zu. Anfangs hatte er sich dieser holden Pflege, dieser unermüdlichen Aufmerksamkeit mit einem unendlich seligen Gefühl von Freude und Behagen überlassen, es war ihm gewesen wie einem Kinde, das aus drohender Gefahr sich gerettet fühlt, und glückbewußt, im himmlischen Gefühl der Sicherheit, sich ruhet in den zärtlichen Mutterarmen. Wie oft, wenn der alte Graf voll so viel Theilnahme und Güte an seinem Lager saß, um ihm stundenlang vorzulesen oder ihn aufzuheitern durch seine anmuthigen und geistreichen Erzählungen, wie oft füllten sich da die Augen Benjowsky's mit Thränen, und er faßte still die Hand des alten Herrn, um sie in der seinen zu drücken, und durch diesen Druck, und durch

seine feuchten Augen ihm den Dank zu sagen, für welchen seine Lippen keinen Ausdruck hatten.

Wie oft, wenn er die Comtesse Leonore in stillem Walten um sich beschäftigt sah, wenn sie, da seine Hände noch zu schwach waren, um selbst den Löffel oder die Gabel zum Munde zu führen, ihn fütterte und tränkte, gleich einem kleinen Kinde, wie oft nannte er sie da mit unendlicher seliger Rührung seine Mutter, seine Schwester, und küßte mit seinen zitternden Lippen die kleinen Hände, welche für ihn in holder Thätigkeit sich regten.

Aber je mehr seine Kräfte sich hoben, je mehr er wieder selbstständig ward, desto mehr verblaßte der Ausdruck der Freudigkeit auf seinem Angesicht, desto trüber und schwermuthsvoller ward sein Blick. Er hatte einige schöne genußvolle Wochen nur in der Gegenwart gelebt, aber dann kamen die Erinnerungen an die Vergangenheit, das Gedenken an die Zukunft und um den Frieden seiner Seele war es geschehen. Er wußte jetzt, wie unendlich viel er den edlen Gastfreunden verdankte, die sich des Unbekannten, Fremden so mildthätig erbarmt hatten, er wußte, daß er Monate lang krank, irrsinnig in ihrem Schlosse gelebt, daß sie ihn gepflegt mit auf-

opfernder Sorgfalt, und er hatte nichts, womit er ihnen vergelten konnte.

Er war ein armer Verstoßener, der Nichts sein Eigen nannte, der durch Nichts die großen Verpflichtungen einlösen konnte, welche die edle Güte des Grafen Hanski und seiner Tochter ihm auferlegten. Er lebte fast seit einem halben Jahre jetzt in ihrem Hause, genoß ihre Gastfreundschaft, empfing ihre Wohlthaten, und hatte Nichts, Nichts auf der Welt, womit er ihnen vergelten konnte!

Dies Bewußtsein wuchs mit jedem Tage, goß seine Wermuthstropfen in jeden Becher Wein, den er an seine Lippen setzte, in jede Speise, welche er genoß, verdüsterte ihm die sonst so schönen gemüthvollen Stunden des Beisammenseins mit dem alten Grafen und seiner schönen Tochter.

Er mußte fort, er durfte seinen Wohlthätern nicht länger zur Last fallen, das fühlte er, dessen war er sich klar bewußt. Aber wohin sollte er sich wenden, zu wem sich retten aus dieser bedrückenden und doch so köstlichen Gegenwart? Und hätte er es auch gewußt, so fehlten ihm ja sogar die Mittel, eine Reise zu unternehmen! Man hatte ihm ja sein Vermögen geraubt, er besaß nichts mehr, als einige Brillanten, und wie konnte er die hier ver-

werthen, um sich durch sie die Mittel zu einer Reise zu verschaffen.

Es gab nur ein einziges Mittel, sich diesen Verlegenheiten, diesen innern Qualen zu entziehen, er mußte an seinen Oheim, den Grafen Pulawsky, schreiben. Von ihm konnte er ohne Demüthigung das Geld zu seiner Reise sich erbitten, von ihm durfte er auf Schloß Panta Gastfreundschaft annehmen, und bei ihm bleiben bis zu seiner vollkommenen Genesung. Sobald seine Kräfte sich so weit gehoben hatten, daß er die Feder zu führen vermochte, setzte er sich hin, um an den Oheim zu schreiben. Es war eine angreifende, beschwerliche Arbeit; der Schweiß stand in großen Tropfen auf seiner bleichen Stirn, die Buchstaben tanzten und schwirrten vor seinen Augen, die zitternden eiskalten Finger versagten ihm fast den Dienst, und schon nach wenigen Worten mußte er inne halten, denn es fehlte ihm noch die Kraft, seine Gedanken zu ordnen und zusammen zu fassen. Aber am andern Tage setzte er die schwierige Arbeit fort, und so mit geduldiger Ausdauer jeden Tag fortfahrend, war endlich der Brief vollendet, und Benjowsky konnte ihn dem Grafen Hanski übergeben, und ihn um seine Beförderung bitten.

Der alte Graf versicherte ihm, daß der Brief noch heute durch einen expressen Boten zur nächsten Poststation nach Jablunka gebracht werden sollte, und Benjowsky dankte ihm mit einem Lächeln, und athmete hoch auf, als fühle er sich von einer drückenden Last befreit. Von diesem Tage an war er heiterer, unbefangener, gab sich mit seligem Behagen der genußvollen Gegenwart hin, war er gesprächig und mittheilsam und immer bereit auf die freundlichen Scherze des Grafen, die feine pikante und geistreiche Unterhaltung seiner Tochter einzugehen. Im Bewußtsein, daß er allen diesen Freuden und Genüssen nur zu bald entsagen, daß er sich in wenigen Wochen werde trennen müssen von seinen edlen Gastfreunden, im Bewußtsein der nahen Abreise ohne Wiederkehr, genoß er, was ihm die Gegenwart bot, mit doppelter Freude.

Aber die Wochen vergingen und immer noch kam keine Antwort auf seinen Brief. Mit Zagen und mit Herzklopfen erwartete Benjowsky jedes Mal den Briefboten, der zwei Mal in der Woche aus Jablunka kam, um die für die Herrschaften eingelaufenen Briefschaften zu überbringen. Für ihn, für den armen vereinsamten, von aller Welt verlassenen Grafen Benjowsky hatte der Bote niemals

einen Brief, niemals eine Nachricht. Die Welt, so schien es ihm, war hinter ihm hingesunken, sie hatte sich ihm in eine Wüste verwandelt, in der es für ihn keine Oase, kein grünendes Asyl mehr gab außer diesem Hause, in welchem allein es für ihn Theilnahme und Güte, freundliches Wort und holdes Erbarmen gab.

Und dennoch mußte er es verlassen, dennoch durfte er nicht länger dort verweilen, seine Ehre, sein Stolz duldete es nicht. Er war jetzt wieder hergestellt, die Zeit des Träumens, des Genießens, der Ruhe war vorüber. Er hatte nun sich selber gegenüber nicht mehr die Entschuldigung, daß er sich noch zu schwach, zu angegriffen fühle, um hinaus zu treten in die Welt und die Stürme des Lebens wieder sein Haupt umbrausen zu lassen. Nein, er war genesen, das Feuer der Jugend glühte wieder in seinen Adern, die Kraft der Gesundheit machte seine Glieder wieder stark, seine Muskeln wieder straff.

Er hatte keinen Vorwand mehr, um noch länger hier zu bleiben, — keinen, als daß er so gerne blieb, als daß er so glücklich war in der Nähe dieser beiden edlen Menschen, denen er das Leben dankte. Er trennte sie in seinen Gedanken nicht

von einander, er wollte sie nicht trennen. Er wollte nicht untersuchen, wen er mehr liebe, wem er sich dankbarer ergeben fühle, dem Grafen oder seiner Tochter, es war gefährlich, diese Frage zu erörtern, er fühlte sein Herz sich zusammenziehen in angstvollem Schrecken, wenn er ihm diese Frage vorlegte, und er wandte sich scheu und befangen von ihr ab.

Er mußte fort, das nur stand fest, das nur war die einzige Antwort, welche seine Vernunft, sein Ehrgefühl ihm gab auf alle kaum gedachten, kaum ausgesprochenen Fragen seines Herzens, fort, so rasch als möglich.

Und immer noch kein Brief, keine Nachricht von seinem Oheim, dem Grafen Pulawski! Mit marternder Angst sah er jedes Mal dem Erscheinen des Briefboten entgegen, und eine tödtliche Bläße überzog sein Gesicht, wenn er immer nur auf seine athemlose Frage den Bescheid erhielt: „Es ist kein Brief vorhanden!“

Heute hatte es ihn übermannt, heute hatte er einen Ausruf des Schmerzes nicht unterdrücken können, als wieder seine Hoffnung vergeblich gewesen, und während Graf Hanski und Comtesse Leonore mit dem Lesen ihrer empfangenen Briefe

beschäftigt waren, verließ er raschen Schrittes das Gemach, vielleicht um die Thränen nicht sehen zu lassen, die in seinen Augen standen.

Kaum hatte die Thür sich hinter ihm geschlossen, als der Graf und seine Tochter die Briefe, in welchen sie nur zu lesen geschienen, bei Seite legten.

„Du siehst wohl, mein Vater," sagte Leonore mit ihrer sanften, melodischen Stimme, „Du siehst wohl, daß er keinen Frieden und keine Ruhe mehr bei uns finden kann. Sein Herz sehnt sich fort von hier."

„Sein Herz?" fragte Graf Hanski, seine Augen mit einem seltsam prüfenden Ausdruck auf seine Tochter heftend. „Glaubst Du wirklich, daß es sein Herz ist, welches sich fort von hier sehnt? Sollte es nicht vielmehr sein Ehrgefühl, sein Stolz sein?"

„Ich will mit einem so weisen und scharfen Menschenkenner nicht zu streiten wagen über das Warum," erwiderte Leonore erröthend, „die Wirkung ist immer dieselbe. Er sehnt sich von uns fort, und deshalb erwartet er so angstvoll und ungeduldig mit jedem Posttag Briefe von seinem Oheim."

„Und ich darf ihm nicht sagen, daß Graf Pu-

lawsky einer Verschwörung gegen das Leben des Polenkönigs angeklagt ist, daß er im Gefängniß schmachtet, und daß seine Güter eingezogen sind," seufzte Graf Hanski. „Ich darf ihm nicht sagen, daß ich seinen Brief an den Grafen gar nicht abgesandt habe, weil ich wußte, daß er doch nicht in dessen Hände kommen würde. Der Arzt hat es uns zu einer heiligen Pflicht gemacht, Alles zu vermeiden, was irgend ihn aufregen oder betrüben könnte, weil seine Nerven noch so schwach und überreizt seien, daß eine heftige Gemüthserschütterung sein furchtbares Leiden wieder erneuern dürfte. Wenn ich nur ahnen oder errathen könnte, was sein Brief an den Grafen Pulawski enthält, denn die Ehre verbietet mir, ihn zu öffnen! Ich werde, sobald Benjowsky's Gesundheit ganz wieder gekräftigt ist, ihm seinen Brief wieder zurückgeben, vorher kommt es aber darauf an, seinen Inhalt zu errathen. Und da frage ich Dich, meine Tochter, die Du so viele Monate Deinen Pflegling behütet und beobachtet hast, welcher seine Phantasieen und Fieberträume sein ganzes Innere enthüllt haben, ob Du nicht ahnst, was dieser verhängnißvolle Brief enthalten mag?"

„Einen Theil des Inhalts glaube ich zu errathen," sagte Lenonore, indem sie ihr erröthendes

Antlitz abwandte. „Die Kaiserin Maria Theresia hat durch einen Machtspruch den Grafen Benjowsky seiner Güter und seines Vermögens beraubt, er hat außerdem seine Stellung in der kaiserlichen Armee aufgegeben, — ich fürchte daher, daß er mittellos ist, und er hat vielleicht deshalb an den Grafen Pulawski als an seinen nächsten und einzigen Verwandten geschrieben, um von ihm die nöthigen Geldmittel zu erhalten. Es wäre daher gut, wenn man auf irgend eine Weise ihn mit einer Summe Geldes versehen könnte, und ich habe schon gedacht, daß man ihm dieselbe durch die Post, im Namen des Grafen Pulawski überschicken könnte."

„Und hast Du auch bedacht, meine Tochter," fragte der Graf, „daß Benjowsky vielleicht, wenn er erst die Mittel zur Reise hat, auch bald dieselbe antreten und uns verlassen wird?"

Ein leises Zittern flog durch ihre Gestalt hin, und die Farbe erblich auf ihren Wangen. „Ich habe es bedacht, mein Vater," flüsterte sie leise. „Es wäre Deiner und Meiner nicht würdig, wenn wir den liebgewordenen Gast durch solchen äußern Zwang auch nur eine Stunde wollten an unsere Nähe fesseln. Er muß vor allen Dingen die Freiheit der Wahl haben zu gehen, oder zu bleiben."

„Und wenn er geht, Leonore?“ fragte ihr Vater, die Augen unverwandt auf sie geheftet.

Sie stand einen Moment da mit gesenkten Lidern, schweigend, gedankenvoll. Dann hob sie langsam ihre Augen wieder empor, und schaute ihren Vater an mit klarem ruhigem Blick.

„Wenn er von uns gehen will,“ sagte sie entschlossen, „uns verlassen will, um niemals wieder zu kehren, dann, mein Vater, werden wir ihn nicht zu halten versuchen, sondern wir werden uns gewöhnen müssen, auch ohne ihn zu leben.“

„Komm an mein Herz, meine edle, meine stolze Tochter,“ rief Graf Hanski tief bewegt, indem er Leonore innig in seine Arme schloß. Sie lehnte ihr Haupt an seine Schulter und über ihre bleichen Wangen glitten langsam zwei Thränen nieder.

„Leonore,“ flüsterte ihr Vater lächelnd, „um diese zwei Thränen wird Benjowsky einst Dich als seine Braut mit Perlen und Brillanten schmücken, denn er liebt Dich!“

„Nein,“ rief sie, „nein, er liebt mich nicht!“ Aber indem sie das sagte, riß sie sich stürmisch aus ihres Vaters Armen los und entfloh. —

Acht Tage später erhielt Graf Benjowsky endlich den so schmerzlich ersehnten Brief. Er war

versehen mit den polnischen Poststempeln, und kam ohne alle Frage von Schloß Panta. Er trug außerdem fünf Siegel, ein Zeichen, daß dem ersehnten Briefe auch der ersehnte Inhalt, das Geld, nicht fehle.

Allerdings, der Brief enthielt zwei Banknoten, jede zu tausend Gulden, aber nicht Graf Pulawski hatte ihn geschrieben, sondern er war von dem Grafen seinem Secretair in die Feder dictirt. Graf Pulawsky meldete darin seinem Neffen, daß er eben im Begriff sei, in wichtigen Angelegenheiten nach Frankreich zu verreisen, und sich dort vielleicht ein ganzes Jahr aufzuhalten. Er sandte seinem Neffen die erwünschten Reisemittel und versicherte ihn seiner unveränderten Liebe, aber von einer Einladung nach Schloß Panta enthielt der Brief kein Wort.

„Dessen bedarf es auch nicht," sagte Benjowsky zu sich selber. „Hat mir doch mein Oheim gesagt, daß ich jederzeit auf Schloß Panta willkommen bin, daß ich immer ein Asyl dort finden werde. Aber," fragte er sinnend sich selber, „was soll ich dort, wenn mein Oheim nicht daheim ist? Geziemt es mir selber, mein früheres, müßiges, thatenloses Leben in Panta wieder zu beginnen, und ohne Zweck und ohne Ziel nur so fort zu vegetiren? Ist es

denn nicht besser, hier zu bleiben, hier, wo edle Freunde mich umgeben, wo —"

Er verstummte, und versank tiefer in sich selbst, und allmälig, während er schweigend und unbeweglich so dasaß, erglühten seine Wangen, und seine Augen leuchteten höher auf.

„Ich muß fort," sagte er nach einer Pause athemlos und hastig, „ich darf hier nicht länger bleiben. Ich muß fort, so lange ich noch die Kraft habe zu gehen. Morgen schon! Ich darf nicht länger diesem Zauber mich hingeben, und wenn auch mein Herz darüber brechen sollte, ich muß gehen! Und damit ich nicht mehr anders kann, damit ich gezwungen bin, mir selber Wort zu halten, will ich mich unwiderruflich binden, und es sogleich dem Grafen und — auch Leonore sagen! Sie wird mich nicht zu halten versuchen, denn sie ist grausam, trotz ihrer himmlischen Güte, sie fühlt und empfindet wie ein Engel der Unschuld, aber nicht wie ein sterbliches Weib! Oder wenigstens empfindet sie nicht für mich. Nur Mitleid und Erbarmen steht für mich auf ihrem himmlisch schönen Angesicht geschrieben. Aber keine Liebe! Nein, keine Liebe! Ich will ihr meine Abreise verkünden! Sie wird es wohl zufrieden sein, mich gehen zu sehen."

Graf Hanski und seine Tochter saßen im Gartensalon neben den geöffneten Balkonthüren, als Benjowsky hastig und mit glühenden Wangen zu ihnen eintrat.

„Nun, mein lieber junger Freund," sagte der alte Herr, indem er von dem Buch, aus welchem er seiner Tochter vorgelesen, emporsah, „haben Sie gute Nachrichten von Ihrem Herrn Oheim erhalten?"

„Sehr gute," erwiderte Benjowsky rasch. „Graf Pulawski ladet mich ein, wieder zu ihm nach Schloß Panta zu kommen, er sehnt sich nach mir, damit ich seine Einsamkeit mit ihm theile."

Er hatte, während er das sagte, seine Augen unverwandt auf Leonore gerichtet, aber sie, — sie hob auch nicht einen Moment die Augen von der Stickerei empor, und doch empfand sie seine Blicke in der Tiefe ihres Herzens, und doch war es ihr, als ob die Sinne sich verdunkelten, und die Nacht, die trübe, sternenlose Nacht herabsänke.

„Und Sie, mein theurer junger Freund," fragte der alte Graf freundlich, „was gedenken Sie Ihrem Herrn Oheim zu antworten?"

„Daß ich seine Einladung annehmen und zu ihm kommen will," erwiderte Benjowsky hastig, die

Augen immer noch auf Leonore gerichtet. Sie neigte eben ihr Haupt noch ein wenig tiefer über ihre Arbeit nieder, und schien eifrig mit derselben beschäftigt zu sein.

„Sie wollen uns also wirklich verlassen?“ fragte Graf Hanski bewegt. „Sie können daran denken, von uns fort zu gehen?“

„Ich muß eingedenk sein, daß ich ein unsteter Wanderer bin, der nirgends eine Heimath hat auf Erden,“ erwiderte Benjowsky düster. „Ich muß wieder hinaus auf die Landstraße des Lebens, damit ich mir nicht einbilde, es gäbe auch für mich ein Paradies des Friedens und der Ruhe. Das Glück verweichlicht, und wenn ich noch länger hier verweilte, würde es mir nachher noch schwerer werden, den Stürmen und Unwettern des Lebens Trotz zu bieten.“

„Aber warum wollen Sie annehmen, daß das Leben Ihnen nur Stürme und Unwetter aufbehalten hat?“ fragte Graf Hanski theilnahmsvoll.

„Weil ich verdammt bin zum Unglück und zur ruhelosen Einsamkeit,“ erwiderte Benjowsky düster. „Der Fluch meines Vaters ruht auf mir, und hat mich verurtheilt zu unabläßiger Qual. Er stößt mich aus von der Gemeinschaft der Glücklichen, er

hat mich meiner Familie, meines Namens, meiner Ehre, meines Vermögens beraubt, und wie der von den Erynnien verfolgte Dreſt bin auch ich dazu verdammt, zu fliehen von Ort zu Ort, um den Frieden zu ſuchen, den ich doch nirgends finden kann!“

„Sie haben Sich mit Dreſt verglichen,“ ſagte der alte Graf ſanft. „Erinnern Sie Sich alſo auch, daß das tragiſche Geſchick des Dreſt endlich doch auch ſeine Verſöhnung hatte, und daß er Ruhe und Frieden und Glück wiederfand in den Armen Iphigeniens.“

„Ja, er hatte eine Schweſter, die ihn liebte,“ rief Benjowsky düſter. „Mich aber haben meine eigenen Schweſtern verrathen und verleugnet, haben mich beſchuldigt und angeklagt. Ach, Sie haben Recht, Dreſt hatte wenigſtens noch eine Schweſter, welche ihn liebte, während ich ganz einſam, ganz verlaſſen daſtehe, während ich auf der ganzen großen Gotteswelt Niemand habe, der mich liebt.“

„Jetzt, mein Freund, werden Sie ungerecht,“ ſagte Graf Hanski mit ſanftem Vorwurf. „Ich glaube, wir haben Ihnen bewieſen —“

„Daß Sie göttliches Erbarmen, erhabene Menſchenliebe beſitzen,“ unterbrach ihn Benjowsky raſch.

„Sie haben Sich meiner erbarmt, Sie haben mich in Ihr Haus aufgenommen, Sie haben dem Heimathlosen ein Asyl gegönnt, Sie haben dem Kranken Pflege und Beistand gewährt, Sie haben ihn vom Tode gerettet, ihn dem Leben wiedergegeben, aber Sie haben Beide das gethan nicht aus persönlicher Theilnahme, nicht aus Liebe zu mir, sondern aus der Theilnahme und Liebe, welche Ihre edlen und großen Herzen den Menschen überhaupt und dem Unglück insbesondere zollen. Sie kannten mich nicht, als Sie mich in Ihr Haus aufnahmen, und als Ihre Tochter, erhaben und erbarmend, wie's einem Engel ziemt, dem armen Kranken ihre Pflege und Theilnahme widmete, da that sie es nicht, weil sie Mitleid hatte mit mir, dem verstoßenen, geschmähten, verunglückten Grafen Benjowsky, sondern weil ich überhaupt ein leidender, verlassener Kranker war, dessen die Gräfin sich großmüthig erbarmte."

„Sie gehen zu weit," sagte Graf Hanski lächelnd: „Sie werden nicht behaupten wollen, daß Leonore sich Ihrer angenommen hat, ohne alles persönliche Interesse, ohne —"

„Ach, Sie sehen wohl, daß ich nicht zu weit gehe," unterbrach ihn Benjowsky schmerzlich bewegt. „Sie sehen wohl, daß ich die Wahrheit gesagt habe,

denn Fräulein Leonore würdigt mich nicht einmal des kleinsten widerlegenden Wortes, sie hat jetzt, da ich gesund bin, nichts mehr von der Theilnahme, dem Mitgefühl, das sie für den Kranken empfand. Sie ist, da der Kranke nicht mehr ihres engelgleichen Erbarmens bedarf, dem Gesunden gegenüber ganz wieder die stolze vornehme Dame geworden, welche sich nicht einmal herabläßt, dem Scheidenden ein Wort des Bedauerns zu sagen."

„So sprich doch, Leonore," rief ihr Vater. „Sage doch unserm trotzigen jungen Freunde, daß er nicht die Wahrheit gesprochen. Widerlege ihn doch!"

Sie erhob langsam ihr Angesicht, das tief über ihre Arbeit geneigt gewesen, obwohl sie längst nicht mehr gearbeitet hatte, sie wandte ihre Augen mit einem ernsten, ruhigen Blick auf ihren Vater hin.

„Ich kann nicht widerlegen, was Graf Benjowsky gesprochen," sagte sie sanft. „Ich muß bekennen, daß er die Wahrheit gesagt hat. Ja, ich hätte für jeden Andern auch gethan, was ich für ihn that, ich hätte es immer für meine heilige Pflicht gehalten, mich des Kranken, des Leidenden anzunehmen; als ich seine Pflege übernahm, da that ich es nicht aus persönlichem Interesse, nicht aus

Theilnahme für den Grafen Benjowsky, sondern nur aus rein menschlichem Interesse, nur aus der Theilnahme, welche man stets den Unglücklichen aus mitfühlendem Herzen darbringt. Das, mein Vater, ist die Wahrheit, und ich bekenne sie um so lieber, weil Graf Benjowsky dadurch, wie er es zu wünschen scheint, jeder Dankbarkeit überhoben ist. Denn warum sollte er dankbar sein für Etwas, das wir nicht ihm persönlich gethan, sondern das wir jedem Andern aus reiner Christenpflicht auch gethan hätten? Und warum sollte er sich nicht beeilen, seiner Sehnsucht zu folgen, welche ihn hinaus zieht in die große Welt, warum sollte er nicht unser einsames Schloß verlassen wollen, da er doch weiß, daß wir nicht ihn, den Grafen Moritz Benjowsky, aus persönlicher Freundschaft darin willkommen geheißen, sondern nur den Leidenden, Todtkranken aus allgemeiner Menschenliebe. Ich finde es daher ganz natürlich, daß Graf Benjowsky uns verlassen will und es wäre sehr grausam, mein Vater, wenn wir ihn zu längerem Hierbleiben anregen, und ihn veranlassen wollten, zu thun, was er nicht gerne thut."

„Das ist Alles, Alles, was Sie mir zu erwidern haben?" rief Benjowsky zitternd, todesbleich. „Nicht ein einziges kleines Wort der Theilnahme,

des Mitleids wollen Sie mir mitgeben auf meinen einsamen trostlosen Weg?“

„Sie haben es nicht begehrt,“ sagte sie sanft. „Sie haben nur gewünscht, ich möchte Ihnen bestätigen, daß Sie gar keine Pflicht persönlicher Dankbarkeit gegen mich hätten, und das habe ich der Wahrheit gemäß gethan. Sie können also mit leichtem und freiem Herzen uns verlassen, es bindet Sie nichts an uns, Sie sind vollkommen frei. Aber Sie werden es meinem Vater und mir doch nicht verwehren können, daß unsere besten Wünsche und unsere innigste Theilnahme Sie überall auf Ihren Wegen begleitet, und daß es uns stets erfreuen und beglücken wird, wenn wir hören, daß es Ihnen wohl geht, und daß Orest endlich seinen Frieden und sein Glück wiedergefunden hat in den Armen einer Iphigenie. Leben Sie wohl, Graf Moritz Benjowsky, und glauben Sie es dennoch, daß es mich innig erfreuen wird, wenn Sie eines Tages wieder zu uns zurückkehren wollen, um uns zu sagen, daß Sie glücklich sind. Leben Sie wohl!“

Sie neigte ihr Haupt, sie winkte ihm mit der Hand einen letzten Abschiedsgruß, ein wunderbares Lächeln verklärte ihre Züge, ihre Augen strahlten wie in überirdischem Feuer. Hochgehobenen Hauptes,

wie getragen von ihrer inneren Bewegung, schwebte sie leichten unhörbaren Schrittes durch das Gemach dahin, öffnete sie die Thür und ging hinaus. Sie sah es nicht, wie Benjowsky ihr nachschauete mit weitaufgerissenen Augen, mit athemloser Brust, den Mund geöffnet wie zu einem Schrei, der doch auf seinen Lippen erstarrt war. Sie hörte nicht den dumpfen Seufzer, der sich endlich seiner Brust entrang, als die Thür sich hinter ihr schloß. Sie ging hastig, eilfertig, als wolle sie sich retten vor einem Verfolger, durch die Reihe der Zimmer dahin, bis zu ihrem Boudoir, das am Ende des Ganges lag. Die Thür desselben schloß sie hinter sich ab, und dann erst, als sie allein, als sie sicher war, daß Niemand sie sehen, sie belauschen könne, dann erst gestattete sie es ihrem Schmerz, ihrer Qual, sichtbar zu werden. Mit einem tiefen Klagelaut sank sie auf ihre Knie nieder und, ihr Antlitz mit ihren Händen verbergend, weinte sie bitterlich. —

Graf Hanski hatte indessen versucht, Benjowsky mit milden trostvollen Worten zu beruhigen, ihm zu sagen, wie sehr Er sowohl wie seine Tochter sich freuen würden, wenn er noch länger bei Ihnen bleiben, wenn er dies Schloß als seine Heimath ansehen wolle.

Benjowsky hatte nur mit einem stummen, zweifelvollen Kopfschütteln die liebreichen Worte des alten Herrn erwidert, und als Graf Hanski unter irgend einem Vorwand, wohl fühlend, daß das Alleinsein mit sich selber in diesem Moment für Benjowsky ein Bedürfniß und eine Wohlthat sei, ihn verlassen hatte, da war Benjowsky hinausgestürzt aus dem Schloß, da hatte er sich, als sei er wirklich der von den Furien verfolgte Orest, geflüchtet in den nahen Wald, als wäre es der heilige, in welchem er Ruhe und Erquickung finden solle. Den ganzen Tag über verweilte er dort im stillen einsamen Waldesdunkel, hingelagert im Dickicht auf dem weichen, von keinem Menschenfuß noch entweiheten Moose starrte er empor zu dem grünen Laubdache, das sich über ihm wölbte, zuweilen leise, hastige Worte vor sich hin murmelnd, zuweilen ausbrechend in laute Klagen und Verwünschungen über sein trostloses, unglückseliges Geschick, dann wieder in dumpfem Hinbrüten mit zurückgeworfenem Haupte emporstarrend, nur horchend auf die Stimmen, welche bald mit göttlichen Melodieen, bald mit herzzerreißendem Klagelaut in seinem Herzen flüsterten und klangen.

Erst als die Nacht hereingebrochen, als er sicher war, von Niemanden gesehen zu werden, verließ er

den Wald und kehrte langsamen, matten Schrittes in das Schloß zurück. Scheu, mit ängstlicher Sorgfalt jedes Geräusch, jedes laute Auftreten vermeidend, eilte er über den Vorplatz, über die Treppe und den langen Corridor dahin nach seinem Gemach. Auf dem runden Tisch, welcher in der Mitte desselben stand, brannten die Kerzen der silbernen Armleuchter, ein Imbiß von kalten Speisen und Früchten war servirt, die ganze Behaglichkeit einer stillen eleganten Häuslichkeit empfing ihn in diesem Gemach, — nur daß es einsam war, daß Niemand ihn willkommen hieß, Niemand sich seiner Wiederkehr freuete.

Und doch, hätte er eben hineinsehen können in Leonorens Gemach, so würde er wohl haben erkennen müssen, daß es doch Jemand gab, der sich seiner Wiederkehr freuete.

Den ganzen Tag hatte Leonore ihr Zimmer nicht verlassen. Ihren Vater, der zu ihr kam, um sie zum Diner in den Speisesaal zu führen, hatte sie gebeten, ihr zu gestatten, daß sie auf ihrem Zimmer in stiller Abgeschiedenheit bleibe, da sie sich unwohl, der Ruhe bedürftig fühle, und ihre Stimme war dabei so klagend und so sanft gewesen, daß sie dem alten Grafen Thränen in die Augen getrieben hatte, und er sich eilends entfernen mußte, um nicht

durch solches Zeichen seiner Theilnahme das zugleich zarte und stolze Herz seiner Tochter zu kränken. Als der Abend zu dämmern begann, hatte Leonore, hinter den herabgelassenen Fenstervorhängen verborgen, die Blicke unverwandt auf den Weg dahin gerichtet, welcher zu dem Walde führte, der Rückkehr Benjowsky's geharrt. Unbeweglich, athemlos, mit wortlosen Gebeten im Herzen hatte sie stundenlang dagestanden, bis endlich ihre, an die Dunkelheit gewöhnten Augen den Schatten einer Gestalt gewahrten, die sich dem Hause näherte. Er war es, ja, er war es, das sagte ihr ihr aufjauchzendes Herz, das fühlte sie an der unaussprechlichen Wonne, welche sich wie Sonnenglanz über ihr ganzes Wesen ergoß. Thränen der Freude entstürzten ihren Augen, und auf ihre Kniee niedersinkend hob sie mit einem seligen Lächeln die gefaltenen Hände zum Himmel empor, und flüsterte: „Ich danke Dir, Gott, er ist wieder da! Er hat uns noch nicht verlassen!"

Benjowsky hörte es nicht, dieses Dankgebet einer stolzen, liebenden Mädchenseele, er hörte nur die grollenden Klagestimmen seines eigenen Herzens. Er hatte seinen Entschluß gefaßt, er wollte, er mußte fort, in dieser Nacht noch, sogleich! Die wenigen Habseligkeiten, welche er mitgebracht, waren schnell

in den Koffer gepackt, und er gab ihm die Adresse der nächsten Poststation, wohl wissend, daß man ihm denselben dorthin nachsenden werde. Dann, nachdem er Alles vorbereitet und geordnet, und sich selber ganz reisefertig gemacht hatte, dann setzte er sich vor dem Schreibtisch nieder, um schriftlich Abschied zu nehmen von den theuren beiden Menschen, die er verlassen wollte.

Dem Grafen schrieb er Worte der Ehrfurcht, der Zärtlichkeit und Ergebenheit, Worte, wie sie ein dankbarer Sohn an den geliebten und verehrten Vater richtet. Als er den Brief beendet hatte, nahm er ein zweites Blatt, um an Leonoren zu schreiben, und nun, wie er nur erst ihren Namen geschrieben, nun quoll sein Herz über in Schmerz und Wehmuth, und alle die Gluthen, die er bisher mühsam zurückgedrängt in sein Herz, schlugen jetzt in hellen Flammen aus demselben empor.

„Ich gehe von hinnen, weil ich Sie liebe," schrieb er ihr, „ich gehe, weil Ihr himmlisches Auge mit seinem Sonnenstrahl mein Herz entflammt und durchleuchtet hat, während ich doch dazu verurtheilt bin, in Nacht und Oede durch das Leben zu wandeln. Ich gehe in Verzweiflung und Schmerz, weil ich weiß, daß ich mir niemals Ihre Liebe verdienen

kann, ich gehe in Wehmuth und Wonne, weil ich meine Liebe zu Ihnen als ein unverlierbares köst=liches Gut mit mir forttrage. Wäre ich ein König, so würde ich freudejauchzend meine Krone und mein Reich zu Ihren Füßen niederlegen, und mit der Kraft meiner Liebe so lange um Sie werben, bis ich mir die Ihre erworben hätte. Aber da ich ein Bettler bin, der Nichts sein Eigenthum nennt, nicht einmal sein Vaterland und seinen Namen, gehe ich gebeugt von hinnen, nicht um Sie zu vergessen, nicht um meinen Schmerz zu betäuben im Geräusch der Welt, sondern um ihm zu leben, um aus ihm die Säule zu machen, an die gelehnt ich allen Stürmen Trotz biete und die mich aufrecht hält, wenn alle Welten um mich her in Trümmern zer=fallen. Ich liebe Sie, Leonore, das ist das Hohe=lied meiner Seele, die Auferstehungshymne meines Herzens, das ist das Schild, mit welchem ich wieder hinausziehe in die Schlacht. Aber Sie haben nicht zu mir gesprochen, wie die edlen Weiber des Alter=thums zu ihren Geliebten sprachen, wenn sie dem ausziehenden Helden den Schild darreichten, Sie haben nicht gesagt: Kehre heim, mit ihm oder auf ihm? Für mich ist meine Liebe zu Ihnen nur der Schild, auf dem ich heimkehren darf. Wenn ich auf ihm

gestorben sein werde, dann Leonore, werden Sie mir eine Thräne des Mitgefühls nicht versagen, und diese Thräne wird alle Schmerzen und Enttäuschungen meines Lebens auslöschen und mein düstres Grab noch erhellen! Leben Sie wohl, Leonore! Ich segne Sie mit dem Segen meiner Liebe, ich streue meine Gedanken und meine Wünsche in jeder Stunde, mit jedem Athemzug vor ihren Füßen aus, und es sollen daraus Blumen aufsprossen, auf denen Sie heitern Sinnes, glückumstrahlt dahin ziehen. Seien Sie glücklich, Leonore, aber in Ihren glücklichsten Tagen gedenken Sie mein! Seien Sie Sich bewußt, daß Niemand so sehr sich Ihres Glückes freut, als ich!"

Nun war auch dies geschehen, nun hatte er Abschied genommen, hatte sich losgesagt von aller Lebensfreude, allem Glück! Hinaus jetzt, hinaus in die öde, einsame Welt.

Die beiden Briefe läßt er auf dem Tische liegen, den dunkeln Mantel wirft er sich über, und hüllt sich in ihn ein, den Federhut tief in die Stirn gedrückt, — „nun muß es sein! Lebt wohl, ihr geliebten Räume, in denen das schönste, das heiligste Geheimniß des Lebens, in denen die Liebe sich mir offenbart hat, in denen mein Herz aufjauchzte in Wonne, sich aufbäumte in Qual! Geht mit mir,

Geister der Erinnerungen, erleuchtet meinen Pfad, kühlt mit euren Seufzern, eurem göttlich schönen Lächeln meine heiße Stirn."

„Hinaus nun, hinaus, vorsichtig leise, damit Niemand mich höre, Niemand erwache."

Die Thüre hat nicht geknarrt, wie er rasch und und heftig sie aufstößt; leise auf den Zehen schleicht er dahin über den Corridor, die Treppen hinunter, die von einer matten erlöschenden Lampe nur spärlich erhellt sind, nur so viel, um dem Scheidenden in grauen Nebelschatten die hehren Göttergestalten zu zeigen, die auf den Pfeilern stehen und in feierlicher Ruhe niederschauen auf den nächtlichen Wanderer, der scheu und traurig an ihnen vorüberschlüpft.

Jetzt hat er die Schwelle des Hauses überschritten, jetzt steht er draußen auf dem Perron, von dem man hinabsteigt in den Garten. Hier hat er so oft mit ihr gesessen, hier hat er das holde Walten seiner Pflegerin in all' seiner Anmuth und Lieblichkeit auf sich einwirken lassen, hier hat er träumend, selig wie ein Kind auf der Bank dort geruht, die laue Luft eingeathmet, an den Sonnenstrahlen sich erquickt, mehr noch an den Strahlen, die erwärmend und belebend aus ihren Augen auf sein bleiches

Antlitz gefallen! Er kann nicht vorübergehen an dieser Bank, er muß vor ihr niederknieen, er muß sein Haupt einen Moment noch auf sie legen, und mit von Thränen erstickter Stimme murmeln: „Sei glücklich, Leonore, und mögest Du nie solche Thränen vergießen müssen, wie ich sie jetzt um Dich weine!“ Dann springt er auf, schaut noch einmal zurück auf das Haus, das dunkel und schweigend aufsteigt zu dem tief dunkeln, sternbesäeten Nachthimmel, wendet sich und steigt die breiten Marmorstufen hinab, die in den Garten führen. — Es ist geschehen, der Weg ist betreten, und er wandelt ihn hinab, gebeugten Hauptes, entschlossenen Sinnes! Hinaus jetzt aus der kleinen Hinterpforte des Parks, auf die Landstraße, welche quer an demselben vorüberführt. Nur eine Stunde Weges ist es bis Jablunka, er kennt den Weg, er ist erst an Leonorens Seite ihn dahin geritten, er kennt den Weg, der ihn hinausführt aus dem Paradiese! Und er muß ihn gehen, die Ehre und sein Mannesstolz gebieten es! Er muß ihn gehen, und er geht ihn! Als der Morgen dämmert, hat er das Ziel seiner nächtlichen Wanderung erreicht, schreitet er durch das alterthümliche, zerfallene Thor in die schweigende, schlafende kleine Stadt ein. Nahe am Thore liegt der Gast-

hof; er kennt ihn wohl, er ist oft mit dem alten Grafen und seiner Tochter dort eingekehrt, wenn sie nach der langen Spazierfahrt des Ausruhens, der Erquickung bedurften, jetzt ist er ihm die erste Leidensstation seines Lebensweges, und er will auf ihr ruhen, um Kraft zu gewinnen zum Weiterschreiten.

Nach langem Klopfen hatte man ihm aufgethan und der schläfrige Hausdiener ist erstaunt gewesen, den vornehmen Herrn zu sehen, der erst kürzlich mit dem Grafen Hanski im Hause gewesen. Das beste Zimmer wird ihm geöffnet und mit ehrfurchtsvoller Unterwürfigkeit fragt man nach seinen Befehlen.

Er will nichts, als ein Bett, um zu schlafen, und in der Frühe des nächsten Morgens soll man ihn wecken, denn er will mit Extrapost weiter fahren.

Todesmüde, mit wunder Brust, mit bestaubten Füßen fällt der arme Wanderer hin auf das Lager, und der Schlaf senkt sich mit kühlenden erquickenden Fittigen nieder auf seine Augenlider.

Als er erwacht, ist es heller Tag, die Sonne scheint fröhlich herein durch die kleinen Fensterscheiben und ein langer silberglitzernder Streifen von Staubatomen steigt vom Fenster herüber bis an

sein Bett, als wolle er ihn wecken und aufrütteln aus seinem Schlaf. Er hat unruhig geschlafen, er hat wirre Träume gehabt, die oft so lebendig gewesen sind, als wären sie Wahrheit und Wirklichkeit. Einmal in der Morgenfrühe ist es ihm gewesen, als erwache er von dem donnernden Heranrollen eines Wagens, der dicht unter seinen Fenstern anhielt, als habe er eine geliebte Stimme gehört, welche seinen Namen nannte. Dann hat es sich über ihn geneigt, wie eine Geistererscheinung, und sie hat die Züge des alten Grafen Hanski getragen. Benjowsky meint noch die liebevollen Blicke des alten Herrn auf seinem Angesicht zu fühlen, es ist ihm noch, als hörte er ihn leise flüstern: „Armer heimathloser Wanderer, jetzt soll die Heimath sich Dir aufthun. Armer verstoßener Sohn, jetzt will ein Vater Dich willkommen heißen, beklagenswerther Dreft, die Arme Deiner Iphigenie sind Dir geöffnet."

Er hat im Schlafe geweint, als der lebendige Traum ihn diese Worte hören ließ, er ist von den Thränen erwacht, die über seine Wangen rollten, aber er hat die Augen nicht aufschlagen mögen, weil er ja wußte, daß dann das ganze himmlische Traumbild verschwinden würde. Er hat still da gelegen,

und ist endlich wieder eingeschlafen vor Körpermüdigkeit und Seelenerschöpfung.

Aber jetzt muß er das überwinden, muß stark sein, wie ein Mann, muß entsagen, wie ein Held! Auf jetzt, auf! Er darf nicht länger ruhen auf der ersten Leidensstation, weiter, weiter auf dem Dornenpfade des Lebens!

Er macht rasch seine Toilette, und wie er angekleidet ist, klingelt er. Der Kellner muß schon an der Thür gewartet haben, denn gleich beim ersten Ton der Klingel reißt er die Thür auf und fragt nach den Befehlen des Herrn Grafen.

Er soll sogleich eine Postchaise bestellen, und am Gasthof vorfahren lassen. Er soll dem Grafen den Kaffee serviren.

Die Postchaise wird er sogleich bestellen, erwidert der Kellner mit einem geheimnißvollen Lächeln, welches Benjowsky indessen nicht bemerkt, und was den Kaffee anbetrifft, so ist derselbe bereits in dem kleinen anstoßenden Salon servirt, „wenn der Herr Graf die Gewogenheit haben wollen, sich dorthin zu begeben."

Graf Benjowsky nickt stumm Gewährung und folgt dem Diener, der vor ihm her schlüpft, und mit tiefer Verbeugung die nächste Thür auf dem

Corridor aufreißt. Benjowsky tritt ein in den hübschen, behaglich ausgestatteten Salon, in dessen Mitte auf dem runden Tische das Frühstück servirt ist. Er ißt und trinkt, und achtet doch gar nicht auf das, was er genießt, weitab schweifen seine Gedanken, voll unaussprechlicher Sehnsucht ist seine Seele; und doch bereuet er nicht, was er gethan, doch wankt er nicht in seinem Entschluß. Das schwerste Opfer ist gebracht, er hat sich losgerissen, jetzt muß er vorwärts! Die Ehre fordert's und er will!

Hinter ihm öffnet sich die Thüre, das Schließen derselben erweckt ihn aus seinen Träumen.

„Ist der Wagen da?" fragt er, ohne sich umzuwenden. „Kann ich abreisen?"

„Ja, Graf Benjowsky, der Wagen ist da, und Sie können abreisen, wenn Sie es wollen!"

Was ist das für eine Stimme, welche ihm diese Antwort gegeben? Sie hat ihn überrieselt mit einem Schauer der Wonne, sie hat all' sein Blut nach seinem Herzen hingejagt, sein Antlitz bleich gemacht und ihn einer Ohnmacht nahe gebracht, diese Stimme, diese geliebte, theure Stimme! Mein Gott, ist denn sein Ohr verzaubert, daß er hört, was nicht ist? Senkt sich die furchtbare Krankheit wieder mit ih-

ren Nebelschleiern über sein Gehirn, und schafft sie Gebilde aus dem Nichts, und zeigt ihm überall ihr Bild, ihre geliebte Gestalt?"

Er hat sich langsam umgewendet, und da sieht er sie! Da steht sie, und schaut ihn an mit zärtlich liebevollem Blick, mit hocherglühten Wangen, mit einem strahlenden Lächeln. Aber er steht erstarrt, und hat nicht den Muth vorwärts zu schreiten, weil er fürchtet, die holde Gestalt wird ihm dann entschwinden, deren Anschauen ihn doch so selig macht.

Aber sie? Sie breitet ihm ihre Arme entgegen, und schwebt durch das Gemach zu ihm heran. Bleich, an allen Gliedern zitternd, sinkt er auf einen Sessel nieder. Da fühlt er das warme Umfangen zweier weicher Arme, die sein Haupt fest umranken, als wär's ein Lorbeerkranz, mit dem sie ihn schmückten, da empfindet er es wie glühenden Geisterhauch über seine Lippen dahin gleiten, da hört er eine flüsternde Stimme: „Willst Du mich verlassen, Moritz? Weißt Du es nicht, daß ich Dich liebe?"

„Großer Gott, das ist Wahrheit, das ist Wirklichkeit. Ich träume nicht, ich bin nicht wieder in Irrsinn verfallen! Sie ist es, Leonore!"

„Ja, ich bin es; ich bin Dir nachgeeilt durch

Nacht und Dunkelheit, und mein Vater hat mich begleitet. Ich bin gekommen, um Dir zu sagen, daß ich Dich liebe. Oh, Du Kurzsichtiger, Du Blinder, sahst Du es denn nicht, daß ich mich nur verbarg hinter Gleichgültigkeit und Ruhe, um Dich nichts ahnen zu lassen, weil ich nicht wußte, daß Du mich liebtest? Und glaubst Du wirklich, daß ich nur aus christlichem Erbarmen Monate lang an Deinem Lager gesessen und Dich gepflegt und behütet hätte? Oh nein, ich that es, weil ich Dich liebte. Glaubst Du wirklich, ich hätte für Dich nur die Theilnahme empfunden, welche man stets den Kranken und Leidenden darbringt? Nein, Moritz, ich habe mit Dir geweint, mit Dir gelitten, ich habe meinen Antheil gehabt an allen Deinen Schmerzen, und was die ungerechten und hartherzigen Menschen Dir gethan, das haben sie auch mir gethan, denn ich liebe Dich! Oh, laß es mich Dir freudig wiederholen: ich liebe Dich, Graf Moritz Benjowsky."

Er hat ihr zugehört mit Staunen, mit Entzücken, als lausche er auf eine himmlische Musik, er hat aufjauchzend bei ihren letzten Worten sie in seine Arme gerissen, sie fest an sein Herz gepreßt, ihren Mund mit Küssen bedeckt. Nun aber, nun drängt er sie von sich, schaut sie noch einmal an mit ei-

nem flammenden, dann in Wehmuth erlöschenden Blick, und wendet sich ab, seufzend, aber entschlossenen Herzens.

„Leben Sie wohl, Leonore," flüsterte er, „leben Sie wohl! Der Wagen erwartet mich! Ich muß jetzt fort!"

Er geht nach der Thüre hin, aber sie fliegt ihm nach, sie streckt ihm ihre beiden Hände entgegen. „Graf Moritz Benjowsky," sagt sie laut und freudig, „sieh, ich biete Dir meine Hand. Hast Du den Muth, sie auszuschlagen? Graf Moritz Benjowsky, ich bitte Dich: nimm mich an zu Deiner Braut, Deiner Geliebten, Deinem Weibe. Willst Du mir Nein erwidern? Willst Du, daß die Scham, die Demüthigung mich tödte?"

„Es ist unmöglich, unmöglich," murmelte er, von der Thür zurückschreckend. „Du liebst mich nicht, Du kannst den Ausgestoßenen, Entehrten, den Bettler nicht lieben. Du hast nur meinen Abschiedsbrief gelesen, und weil Du voll himmmlischen Erbarmens bist, voll göttlicher Großmuth, willst Du mir das größte Opfer darbringen, willst mich glauben machen, daß Du mich liebst."

Er schwankt noch weiter von der Thür zurück, aber sie folgt ihm, sie faßt seine beiden Hände, und

schaut ihn an mit leuchtenden Augen. „Sieh mich an, Moritz, sieh, ob in meinem Angesicht eine Lüge steht, ob Du etwas Anderes darin lesen kannst als Liebe, stolze, freudige Liebe? Ich schwöre es Dir, wenn Du mich verschmähst, so werde ich aus Scham über mich selber mich in ein Kloster flüchten, werde eine Nonne werden, und es wird Deine Schuld sein, wenn mein armer Vater seine Tochter verliert, und in seinem Alter vereinsamt und allein ist. Wenn Du mich verschmähst, so werde ich Dich hassen, ebenso heiß und glühend, wie ich Dich jetzt liebe, ich werde sterben vor Gram und Schmerz, und Du wirst es sein, der mich getödtet hat. Einen Ausgestoßenen, einen Entehrten nennst Du Dich? Graf Moritz Benjowsky, die bösen Menschen haben Dich ausgestoßen aus ihren Reihen, die guten heißen Dich freudig willkommen, und wer es wagen wollte, seine Ehre anzugreifen, dem wird Graf Benjowsky Antwort geben mit seinem guten Schwert und dem Ehrenzeugniß aller Guten und Rechtlichen. Du sagst, ein Bettler seiest Du? Bin ich's nicht, die hier vor Dir steht und bettelt, die Dich bittet, ihre Hand anzunehmen? Kannst Du Dich arm nennen, wenn Du doch einen Schatz besitzest, der mehr werth ist, als alle Erdenschätze, wenn Du ein ganzes

volles Menschenherz Dein Eigen nennst, wenn es Dir seine ganze Liebe weiht?“

„Ich kann nicht, nein, ich kann nicht widerstehen!“ So schreit er, so jubelt er, und stürzt zu ihr hin, und sinkt auf seine Kniee nieder und hebt die gefaltenen Hände flehend zu ihr auf. „Leonore, ich bin ein reicher Mann, wenn Du mich liebst, ich werde den freudigen Muth haben, der ganzen Welt zu trotzen, wenn ich Dich mein Eigen nennen darf. Oh, Leonore, ich habe gekämpft in Schmerzen, ich habe gerungen in Verzweiflung, aber ich gebe den Kampf auf, ich nehme in Andacht und Demuth das Glück an. Leonore, willst Du es wirklich? Willst Du mich glücklich machen? Willst Du mir Deine Hand geben?“

„Ich will's,“ flüsterte sie, indem sie ihren Arm um seinen Nacken schlang.

„Und ich, meine Kinder,“ rief Graf Hanski, welcher unbemerkt von den Beiden in das Zimmer getreten war, und eine Zeitlang schon hinter ihnen an der Thür gestanden hatte, „ich fordere meinen Antheil an Eurem Glück. Ich hatte einen einzigen Sohn, und ich liebte ihn unaussprechlich. Der Himmel hat ihn mir genommen, und mein Herz hat bis jetzt um ihn getrauert. Graf Moritz Ben=

jowsky, willst Du mein Sohn sein, willst Du mit Deiner Liebe die Trauer meines Herzens verwischen?"

„Ich will," rief Benjowsky, in die ausgebreiteten Arme des Grafen sinkend, „ich will Dich ehren, Dich lieben, Dir gehorsamen, wie ein Sohn. Oh, gieb mir, gieb mir dafür die Liebe eines Vaters."

„Mein Sohn," sagte der alte Graf feierlich, „kniee nieder und empfange den Segen Deines Vaters."

Benjowsky sank auf seine Kniee nieder, und Graf Hanski legte seine beiden Hände ihm auf das Haupt. „Ich segne Dich, mein Sohn," sagte er, „segne Dich mit dem Gruße meiner Liebe für ein neues Dasein! Die Vergangenheit mit ihrem Zorn, ihrem Haß und ihrer Härte sei ausgelöscht aus Deiner Seele, die Zukunft grüßt Dich im Lichte eines neuen Daseins, sie leuchtet Dir entgegen im Sonnenglanz der Liebe und des Glückes. Wandle frohen und stolzen Herzens dahin unter diesem Sonnenglanz und wisse, daß der Segen eines Vaters auf Deinem Haupte ruht."

„Oh Vater, Vater," murmelte Benjowsky mit von Thränen erstickter Stimme, „der Segen Deiner Liebe hat den Fluch meines Vaters von meiner Stirn verwischt. Du hast mich erlöst von meiner

Vergangenheit. Ich bin kein Ausgestoßener, kein Verdammter mehr. Das Paradies habt Ihr Beide mir aufgethan, und mit seligem, dankerfüllten Herzen schreite ich in dasselbe ein!“ — —

Die Glücklichen haben keine Geschichte, und die Jahre schwinden ihnen dahin, wie ein einziger heller Sonnentag. So schwanden sie dahin für den Grafen Moritz von Benjowsky, den angebeteten Gemahl Leonorens, den geliebten Sohn des Grafen Hanski. Fünf Jahre des Glückes, der Einsamkeit, des Friedens. Nicht Einmal in diesen Jahren hatte die glückliche Familie ihr Schloß verlassen, um sich hinein zu begeben in die Welt und deren Genüsse, Zerstreuungen, Gesellschaften aufzusuchen. Sie waren sich selbst genug, sie bedurften keiner andern Genüsse, als nur des traulichen Beisammenseins, keiner andern Zerstreuung, als welche der Verkehr mit den nächsten befreundeten Nachbarn ihnen gewährte. Wie auf einer stillen Insel der Glückseligkeit lebten sie, und nur aus weiter Ferne tönte das Geräusch und Gewoge der großen Welt zu ihnen herüber. Sie wußten es wohl, daß der Krieg, welcher sieben Jahre lang Deutschland verwüstet, ganz Europa in Aufregung und Spannung erhalten hatte, jetzt endlich beendet sei, und sie freueten sich des endlich

wieder hergestellten Friedens, weil er den Völkern seine so lange entbehrten Segnungen wiederbringen und ihre Wunden heilen konnte. Aber für sie waren dadurch keine Veränderungen in ihrem Leben entstanden, und in ihre stille Zurückgezogenheit war der Lärm des Krieges niemals hineingedrungen.

Graf Moritz Benjowsky hatte ja dem Soldatenleben entsagt; er hatte sein Schwert zerbrochen und es zu Maria Theresia's Füßen niedergelegt. Er war jetzt ein Soldat des Friedens geworden, ein Gefährte und Theilnehmer an den Beschäftigungen und Arbeiten seines Schwiegervaters, des Grafen Hanski. Die Verwaltung und Bewirthschaftung der weitläuftigen Besitzungen des Grafen Hanski nahm ihre Zeit, ihre Gedanken hinlänglich in Anspruch, und gab ihnen Beiden immer neue Beschäftigung, neue Anregung. Aber auch den Künsten des Friedens hatte Benjowsky sich zugewandt, und darin stand ihm seine holde, liebreizende Gemahlin würdig zur Seite. Sie malten, sie musicirten mit einander, sie lasen zusammen die Werke der großen Dichter, sie trieben gemeinsame Sprachstudien, sie nahmen gemeinschaftlich Theil an Allem, was sich da draußen in der Welt begab, und in regem Austausch ihrer Gedanken und Anschauungen fehlte ihnen

niemals der Stoff zu lebendiger Unterhaltung, zu genußvollem Zeitvertreib.

So waren, wie gesagt, fünf Jahre vergangen, ohne daß sie eine Veränderung in dem friedlichen Dasein der drei Glücklichen bewirkt hätten. Doch eine Veränderung, eine längst erwünschte und ersehnte, hatten sie gebracht. Gräfin Leonore hatte ihrem Gemahl das erste Kind, einen Sohn geboren, und heute hatte man das Fest seiner Taufe begangen. Es war ein feierliches, großartiges Fest gewesen, denn Graf Hanski hatte es sich nicht versagen mögen, das Tauffest seines erstgeborenen Enkels zu einer großen Feierlichkeit für alle seine Unterthanen zu machen. Von jedem seiner Güter waren Deputationen geladen, und die Bauern und Bäuerinnen in ihren schönen kleidsamen Trachten boten in der prachtvollen großen Halle des Schlosses einen gar malerischen Anblick dar. Der ganze hohe Adel der Umgegend war zu Zeugen der feierlichen Handlung geladen, und nach dem glänzenden Festmahl, welches derselben folgte, hatte man draußen auf den weiten Rasenplätzen des Parkes sich in fröhlicher Ungebundenheit mit Tänzen und allerlei Spielen ergötzt.

Jetzt, beim Hereinbrechen der Dunkelheit hatten alle die fröhlichen geputzten Gäste das Schloß wieder

verlassen, und es war still geworden in den weiten Hallen und Sälen. Alle Bewohner des Schlosses hatten sich bereits zur Ruhe begeben. Nur Benjowsky und Leonore waren noch wach. Sie befanden sich in dem Gartensalon, dessen Thüren nach dem Garten weit geöffnet waren. Benjowsky saß auf dem Lehnstuhl, der dicht an der offenen Thür stand, vor ihm auf dem niedrigen Tabouret zu seinen Füßen saß Leonore. Ihre Arme auf seinen Knieen aufgestützt, das Haupt in ihre Hände gelehnt, schaute sie mit ihren großen flammenden Augen lächelnd empor in sein schönes männliches Angesicht. Der Mond, welcher voll und groß über den Gebüschen des Gartens aufgestiegen war, übergoß mit seinem hellen, sanften Licht die anmuthige Gruppe der beiden Liebenden, und hob sie in strahlender Helle von dem dunkeln Hintergrunde des Saales ab.

Sie hatten Beide lange geschwiegen; es giebt Momente des Glückes, wo ein lautes Wort wie Entweihung wäre, wo nur die Seelen zu einander sprechen, wo die Blicke besser und glühender reden, als alle Worte es vermögen. Solche Momente hatten die Beiden eben in seligem Verständniß durchlebt, und als Leonore jetzt das Schweigen unterbrach, da war es, als setze sie nur mit etwas

lauterer Stimme das Gespräch fort, das sie bisher nur leise in ihrem Herzen mit dem Geliebten geführt.

„Ich danke Dir für alles Glück, das Du mir gegeben," flüsterte sie leise. „Es ist so überreich, so voll und gewaltig, daß ich's kaum fassen kann, daß es keine Worte giebt, um es zu schildern. Es ist wie flüssiges Gold, in diamantner Schale eingeengt, doch gösse man es aus, so würde es hinfließen wie ein Meer, und alle kommenden Jahre vergolden, selbst wenn sie mir nichts mehr gäben vom Reichthum der Gegenwart. Unverlierbar ist mein Glück und meine Liebe, und selbst wenn Du von mir gingest, hätte ich Dich nicht verloren, könnte ich niemals aufhören, Dich zu lieben."

Er neigte sich zu ihr nieder und ihr holdes Antlitz in seine Hände legend, schaute er fast ängstlich in ihre von Thränen verdunkelten Augen.

„Wie kommst Du nur zu so traurigen Worten, Leonore? Woher nimmst Du den Muth, vom Verlieren und Verlassen zu sprechen?"

„Ich weiß es selber nicht, mein Geliebter; ich schaute vorher auf zum Monde und dachte an Dich. Da zog eine schwarze Wolke über ihn hin und verdunkelte ihn, und mir fiel's ein, was aus mir

werden sollte, wenn solch' eine Wolke nun auch Dich mir unsichtbar machte."

„Holde, geliebte Schwärmerin," sagte er lächelnd, „man sieht es wohl, Deine Nerven sind noch gereizt, noch abgespannt, und die Anstrengungen und Freuden des heutigen Tages haben Dich angegriffen. Woher kommen meiner Leonore sonst so traurige Gedanken? Komm, mein holdes Weib, ich führe Dich in Dein Schlafgemach. Du bedarfst der Ruhe."

Sie schüttelte leise das Haupt. „Ich bin nicht müde, und auch nicht erschöpft, Moritz. Aber ich weiß nicht, woher es kommt, ich habe die Ahnung eines nahenden Unheils, und mir ist so bang, so entsetzlich bang zu Muthe, daß ich aufschreien möchte vor Qual und Weh. Darum bedarf ich's, Dich anzuschauen, Dir zu sagen, daß ich Dich liebe, es von Dir zu hören, daß nichts uns Beide zu trennen vermag, nichts als der Tod! Wiederhol's mir, Lieber, sag's, daß es so ist!"

„Nichts vermag uns zu trennen," sagte er, „nichts als —" Warum verstummte er plötzlich, warum zuckte er leise zusammen, und warum überzog eine tödtliche Bläße auf einmal sein Angesicht?

Seltsam! Gerade in diesem Moment erinnerte

er sich des Schwures, den er damals in der unterirdischen Kirche zu Panta seinem Oheim geleistet, und das Wort verstummte auf seiner Lippe.

„Nun," fragte sie verwundert, „Du stockst? Du willst mir den Schwur nicht leisten?"

„Ich habe ihn Dir freudig schon so oft geleistet, und ich wiederhole ihn Dir freudig auch jetzt," sagte er. „Aber sieh, Leonore, sieh dorthin, die Allee hinab. Geht dort nicht Jemand? Siehst Du nicht die lange dunkle Gestalt, welche die Allee herauf kommt?"

„Ja, ich sehe sie," flüsterte Leonore aufspringend und sich an ihres Gatten Seite schmiegend.

„Sie schreitet noch immer vorwärts," sagte Benjowsky hastig. „Es wird irgend einer von den Gästen sein, der sich vielleicht im Park verirrt hatte. Ich will hingehen und ihn fragen!"

„Laß mich nicht allein hier, Moritz. Mir ist so seltsam angst und beklommen. Ich gehe mit Dir!"

„Nein," sagte er, „Du darfst nicht mehr hinunter in den feuchten Garten. Und dann, wer weiß, in welchem Zustande jener verspätete Gast sich befindet, ob die Dünste des schweren Weines, den er getrunken, ihm nicht noch im Gehirn herumspuken. Erlaube mir, daß ich Dich erst in Dein

Zimmer führe, und dann will ich hingehen, und den Nachtwandler bitten, mir Rede zu stehen."

„Nein, Moritz, nein! Wenn's nun ein Dieb, ein Räuber wäre?"

„Oh, mein holdes Lieb, ein Dieb, ein Räuber würde nicht beim hellen Mondenschein die Hauptallee des Parks heraufgehen, sondern auf dunklen Nebenwegen langsam heranschleichen. Sieh nur, wie hoch und schlank die dunkle Gestalt ist, und welch' einen langen Schatten sie auf den gelben Sand des Weges wirft. Sie steht still. Ob sie uns sieht? Ob ihr Antlitz von uns abgewandt ist? Jetzt macht sie wieder einige Schritte vorwärts und —"

Der Mond war eben wieder von einer schwarzen Wolke bedeckt und der ganze Garten hüllte sich in Nacht und Finsterniß.

„Mir schaudert," murmelte Leonore, sich fester an Benjowsky's Arm schmiegend.

„Komm, meine Leonore, ich führe Dich in Deine Gemächer. Du bedarfst der Ruhe."

„Und Du?" fragte sie, indem sie ihren Arm in den seinen legte und mit ihm durch den Salon dahin schritt. „Willst Du nicht auch zur Ruhe gehen? Was kümmert Dich der Fremde da im

Garten? Wir wollen einen der Diener zu ihm schicken, das wird das Beste sein."

„Nein, Liebe, ich gehe selbst, vielleicht kann ich einem unserer Gäste eine Beschämung ersparen, wenn ihn die Diener grade nicht sehen."

„Aber Du kommst doch nachher zu mir, und giebst mir Nachricht?"

„Wie? Ist meine Leonore plötzlich so neugierig geworden?"

„Nein, Moritz, nicht neugierig, aber ängstlich. Mir graut vor jenem Fremden, vor jener dunklen, fürchterlichen Gestalt. Ach, ich möchte Dich beschwören, bei mir zu bleiben, nicht zu ihr zu gehen."

„Thu's nicht, meine Geliebte, denn es wäre das erste Mal, daß ich Deinen Wünschen nicht gehorchen könnte. Ich muß es wissen, wer so zur Nachtzeit sich noch im Park befindet. Da sind wir vor der Thür zu Deinem Schlafzimmer. Lebe wohl, meine Leonore, lebe wohl und gute Nacht! Küsse unser geliebtes Kind und schließe mich ein in Dein Gebet! Gute Nacht, meine Geliebte!"

„Ich sehe Dich heute nicht mehr, Moritz?"

„Nein, Leonore, Du bedarfst der Ruhe, Du sollst schlafen, und wer weiß, wie lange ich von

jenem räthselhaften Gaste aufgehalten werde. Noch einmal, gute Nacht!“

Er öffnete ihr die Thür des Schlafgemachs, er drückte einen letzten zärtlichen Kuß auf ihre Lippen, dann wandte er sich ab und kehrte eiligen Schrittes in den Gartensalon zurück.

Der Mond war jetzt wieder hinter den Wolken hervorgetreten und übergoß den Park wieder mit hellem Licht. Und da, in der Mitte der breiten Allee, da stand sie immer noch, die hohe schwarze Gestalt, die ihren langen, dunkeln Schatten über den gelben Kies des Weges hinwarf.

Graf Benjowsky schritt hastig vorwärts, die Marmorstufen des Perrons hinunter, in den Garten hinein, durch die Blumenbeete dahin nach der breiten Allee.

Und jetzt bewegte sich auch die hohe Gestalt und schritt vorwärts, grade dem Grafen entgegen. Am Anfang der breiten Allee standen sie jetzt einander gegenüber.

Der Mond beleuchtete ganz hell und deutlich die große, schlanke Gestalt des Fremden, und sein bleiches Antlitz mit den funkelnden Augen.

Benjowsky stieß einen dumpfen Schrei aus und schwankte entsetzt zurück.

„Du erkennst mich also?“ fragte der Fremde spöttisch. „Du hast mich in der That noch nicht vergessen, trotz Deines Glückes und Deiner Feste?“

„Mein Oheim, Graf Pulawski!“ murmelte Benjowsky.

„Ja, Dein Oheim, den Du vergessen, dem Du untreu geworden bist, den Du jetzt, da er zu Dir kommt, nicht einmal willkommen heißest in Deinem Hause, sondern erschreckt von ihm zurücktrittst.“

„Nein, mein Oheim,“ sagte Benjowsky, „nein, ich heiße Sie willkommen, und ich bitte Sie, mich in das Haus zu begleiten, damit ich Sie meiner Frau und meinem Schwiegervater vorstellen kann.“

„Nicht doch, mein lieber Neffe. Wenn ich das gewollt hätte, würde ich nicht seit drei Stunden schon hier im Park mich verborgen haben, um einen Moment zu erlauern, wo ich Dich allein sprechen könnte. Wärst Du nicht jetzt gekommen, so würde ich gewartet haben, bis Du Dich zur Ruhe begeben hättest. Dann hätte ich mich von einem Deiner Diener, der zu den Unsern gehört, in Dein Wohnzimmer führen lassen, und da hätte ich Dich erwartet bis zum nächsten Morgen. Jetzt

ist der Zufall mir günstiger gewesen und ich treffe Dich hier. Desto besser!"

„Oheim," sagte Benjowsky, seine Hand auf des Grafen Schulter legend, „ich höre an dem Ton Ihrer Stimme, daß Sie mir zürnen, daß Sie glauben, ich hätte Sie und die Dankbarkeit vergessen, die ich Ihnen schulde. Aber Sie thun mir Unrecht, mein theurer Oheim. Ich war lange Zeit krank; als ich genesen war, schrieb ich an Sie, bat ich um die Erlaubniß, zu Ihnen zurückkehren zu dürfen, ersuchte Sie sogar, mir Reisegeld zu schicken. Ich erhielt es, und dazu einen von Ihnen dictirten Brief, in welchem Sie mir meldeten, daß Sie auf ein Jahr nach Frankreich verreisen wollten."

„Man hat Dich betrogen, Neffe. Ich war nicht verreist, sondern man hatte mich in's Gefängniß geworfen."

„Man hatte mich betrogen, aber aus Liebe. Es würde zu weit führen, Ihnen das auseinanderzusetzen. Ich selbst habe erst vor einem Jahre von dem Grafen Hanski den Zusammenhang erfahren. Ich sandte sogleich einen Boten nach Schloß Panta, um zu erfahren, ob Sie jetzt dort wieder anwesend wären."

„Dein Bote traf mich nicht, denn ich war zu

zehnjährigem Gefängniß verurtheilt. Aber wärst Du statt Deines Boten selbst gekommen, so würdest Du von den Vertrauten erfahren haben, daß meine Freunde an meiner Rettung arbeiteten, und man würde Dir in dem Plane dazu eine Rolle angewiesen haben."

„Es ist wahr, ich hätte selbst kommen sollen," murmelte Benjowsky beschämt.

„Ich sehe es wohl, das Glück hat Dich verweichlicht," sagte Graf Pulawsky streng. „Ich bin gekommen, Dich aus Deinen süßen Träumen zu wecken, und Dich der Wirklichkeit zurückzugeben. Höre also, was ich Dir zu sagen habe. Es ist meinen Freunden gelungen, mich aus dem Gefängniß zu befreien, und obwohl es nicht ohne Opfer gethan werden konnte, obwohl wir zwei Schildwachen dabei tödten mußten, durfte ich die Rettung nicht ablehnen, denn es galt die heilige Sache des Vaterlandes. Der Moment der Erhebung und, will's Gott, der Befreiung ist gekommen. Polen, das so lange geseufzt hat unter der Schmach, der Sclaverei, Polen will seine Ketten jetzt abschütteln, es will sich erheben aus der Erniedrigung, es will sich nicht mehr gängeln lassen von der Hand eines unmündigen Königs, der im Solde Rußlands steht,

es will frei sein und es ist bereit, sein Blut hinzugeben für die Freiheit, um sie zu erkämpfen oder für sie zu sterben. Alles ist gerüstet zum Kampfe, die so lange von uns vorbereitete heilige Stunde bricht endlich an, und alle ihre Krieger müssen sich jetzt schaaren um die Fahne Polonia's. Folge mir also, Graf Moritz Benjowsky, ich bin gekommen, Dich abzuholen, denn die Stunde der Erfüllung Deines Eides ist angebrochen. Du bist doch eingedenk des Eides, den Du geleistet hast?"

„Ich bin dessen eingedenk, mein Oheim," erwiderte Benjowsky feierlich.

„So komm! Mein Wagen erwartet uns wenige Schritte von dem Parke entfernt. Wir müssen noch in dieser Nacht die Grenze Polens überschreiten, denn hier bin ich nicht sicher, man könnte mich erkennen und mich anhalten. Ich muß mich aber der heiligen Sache des Vaterlandes erhalten! Jenseits der Grenze erwarten uns die Unsern, erwartet Dich das Regiment, dessen Chef Du sein sollst. Denn die Häupter unsers Bundes haben Dir eine große Ehre zuerkannt, sie haben Dich zum Generalmajor ernannt, und Dich zum Chef der Cavallerie gemacht. Wir begeben uns sofort nach Krakau, wo der Feldmarschall Czarnatzki uns erwartet, und alle

Truppen der Conföderirten sich versammeln. Komm' also!"

„Jetzt gleich, Oheim, ohne Abschied genommen zu haben von meinem Weibe, von meinem Kinde?"

„Abschied! Noch darf Niemand unser Vorhaben wissen, noch umhüllt Geheimniß und unverbrüchliches Schweigen unsre Pläne. Sobald der erste Schwerthieb gefallen, die erste Kanone abgefeuert ist, kannst Du Deiner Gemahlin schreiben, und ihr melden, was geschehen ist."

„Oheim, seid barmherzig, habt Mitleid mit meinem armen Weibe! Es wäre zu grausam, wenn ich von ihr gehen sollte ohne Abschied, ohne Trost!"

„Du hast also den Eid vergessen, den Du feierlich vor dem Altare, die Hand auf die Bibel gelegt, geschworen hast?"

„Nein, Oheim, ich habe ihn nicht vergessen!"

„Sprich also, wie lautet der zweite Hauptsatz des Eides?"

„Ich schwöre," sagte Benjowsky mit zitternder, leiser Stimme, „ich schwöre, daß ich den geheimen Häuptern des heiligen Bundes unbedingt gehorchen will. Ich schwöre, daß ich Nacht und Tag ihres

Rufes gewärtig und bereit sein will, dahin zu kommen, wohin sie mich bescheiden. Ich schwöre, daß ich, sobald ihr Mahnwort zu mir gelangt, mich erheben will, und sei's von der Tafel, aus den Armen meines Weibes, oder vom Krankenlager, um das Schwert zu ergreifen und mich mit bewaffneter Hand den Russen oder jedem andern Feinde Polens gegenüber zu stellen, und das Schwert nicht eher wieder niederzulegen, als bis die geheimen Häupter des Bundes es gebieten. Ich schwöre das!"

„Du hast geschworen, halte jetzt also Deinen Schwur! Der Wagen erwartet uns. Folge mir!"

„Ohne Reisekleider? Ohne Geld?"

„In Krakau wird der General der Cavallerie, Graf Benjowsky, seine Uniform bereit finden, und Polen wird seinem General seinen Gehalt auszahlen! Bist Du jetzt endlich bereit, Deinen Schwur zu halten, und Dein Gelübde einzulösen?"

„Ja," erwiderte Benjowsky mit trauriger, tonloser Stimme, „ich bin bereit. Ich habe den Eid geleistet, ich muß ihn erfüllen!"

„Das heißt gesprochen, wie es einem Manne, einem Soldaten geziemt," sagte Graf Pulawsky freudig. „Komm, mein Sohn. Die Republik Polen

wird ihrem getreuen Kämpfer lohnen für das schwere Opfer, welches er ihr heute gebracht." *)

Benjowsky schüttelte traurig sein Haupt. „Alle Schätze der Erde können mir doch kein Ersatz sein für das, was ich in dieser Stunde verliere, können den Gram und Kummer nicht vergütigen, den mein geliebtes Weib um mich erdulden wird. Oh, Leonore," rief er laut, indem er seine Arme nach dem Schloß hinstreckte, das dunkel und hoch wie ein Hünengrab sich erhob, „oh Leonore, lebe wohl und vergieb mir den Kummer, den ich Dir bereiten muß. Alle Engel Gottes mögen Dich behüten und mein süßes Kind möge Dich entschädigen für den Vater!"

Nun sanken seine Arme herab, nun stand er noch einen Moment gebeugt, gramerfüllt da, ächzend vor innerer Qual, ringend mit seinem Schmerz. Dann hob er sein Haupt empor, und streckte dem Grafen seine Hand entgegen.

„Hier bin ich," sagte er, „nehmen Sie mich hin. Kommen Sie, Oheim, lassen Sie uns abreisen!"

---

*) Mémoires et voyages du Comte Maurice de Benjowsky. Vol. I. pag. 6.

Und mit hastigen Schritten, als fürchte er, daß seine Kraft ihn wieder verlassen, seine Liebe ihn wieder zurückziehen würde nach dem Hause, welches sein ganzes Glück umschloß, eilte Benjowsky vorwärts, dem Eingange des Gartens zu.

Hier an der Grenzscheide seiner glücklichen, friedvollen Gegenwart, seiner sturmbewegten, ruhelosen Zukunft blieb er stehen, sein Haupt wandte sich rückwärts, ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust, und seine zitternden Lippen murmelten traurig den geliebten Namen seines Weibes.

Graf Pulawski aber drängte ihn vorwärts, zog ihn hin nach dem Wagen, der wenige Schritte von der Gartenpforte ihrer harrte.

Benjowsky sträubte sich nicht. Er hatte damals den fürchterlichen Eid geleistet, er durfte jetzt nicht eidbrüchig werden, er mußte ihn erfüllen.

Sie bestiegen den Wagen, der Kutscher hieb auf die Pferde ein, und wie ein dumpfer Donner erklang das Geräusch der dahinrollenden Räder durch die Stille der Nacht.

Der Mond überstrahlte noch immer mit seinem hellbläulichen Licht den einsamen, schweigenden Park und das große, hohe Schloß, das so düster und still dalag, und an welchem nur zwei Fenster noch

erleuchtet waren, die Fenster von dem Schlafgemach Leonorens. Sie lag auf ihren Knien neben der Wiege ihres Kindes, sie hatte die Hände gefaltet, und mit einem strahlenden Lächeln den schlummernden Sohn anschauend, betete sie zugleich für den Vater und sein Kind.

Arme Leonore!

X.

Lorbeern und Ketten.

Seit einem halben Jahre wüthete der erbittertste und blutigste aller Kriege, wüthete der Bürgerkrieg in dem unglücklichen, schwer heimgesuchten Polen. Seit einem halben Jahre standen die königlich Gesinnten den Conföderirten, das heißt den Republikanern gegenüber, die Ersteren kämpfend für den Thron und den König Stanislaus von Polen; die Andern kämpfend für das Volk, oder vielmehr um die Freiheiten und Vorrechte des Adels, der es ganz naturgemäß fand, daß man das Volk bedrückte, unter die Füße trat, und freie Menschen als Sklaven und Leibeigne verkaufte, der es aber als ein Sacrilegium betrachtete, daß der König Stanislaus den Adel einiger seiner Vorrechte berauben und zum Bei-

spiel nicht erlauben wollte, daß der König nur eine Puppe sei, welche die Herren vom Adel nach ihrem Belieben sprechen und handeln ließen. Der König hatte die Kühnheit gehabt, einigen Beschlüssen seines Reichsrathes die Anerkennung zu verweigern; er war noch weiter gegangen, er hatte sogar dem Adel das Recht entziehen wollen, daß sie als unbedingte Herren ihrer Bauern und Leibeigenen auch die Entscheidung über deren Leben und Sterben sich anmaßen wollten. Er wollte den Magnaten nur gestatten, ihre Unterthanen und Diener zu verhandeln und zu verkaufen, wie man ein Pferd oder Ochsen kauft oder verkauft, aber er wollte ihnen nicht gestatten, daß sie diese Menschen je nach ihrem Belieben auch tödten dürften, wie man ein Pferd oder einen Ochsen schlachtet. Der König hatte behauptet, daß die Bauern und die gemeinen Leute nicht bloß die Leibeigenen ihrer Herren, sondern außerdem noch die Unterthanen des Königs seien, daß sie ein Theil seien des polnischen Volkes, welchem der König bei seiner Thronbesteigung geschworen, ihm ein Vater und Wohlthäter zu sein. Stanislaus wollte seinen Schwur erfüllen, und wenn er auch nicht daran denken konnte, aus Sclaven und Leibeigenen ein freies Volk zu machen, so wollte er sie doch ein wenig sicher stellen vor der Tyrannei

und Willkürherrschaft der Magnaten, die auf ihren Gütern Jeder ein König waren, mächtiger als der König von Polen, denn sie waren nicht abhängig von einem Reichstage und hatten kein Veto zu befürchten; sie hatten nicht nöthig ihre Todesurtheile von Richtern unterzeichnen zu lassen, sondern sie verurtheilten und übergaben den Verurtheilten dem Henker, der statt des Schwertes sich der Knute bediente. Der König hatte daher ein Edict erlassen, in welchem er auch die Leibeigenen und Bauern unter den Schutz der Gesetze stellte, und es feierlich aussprach, daß über keinen von ihnen die Todesstrafe verhängt werden könnte, es sei denn, daß dieselbe von den Richtern und Behörden über sie ausgesprochen worden sei. Die vornehmen Herren Magnaten, der ganze Adel von Polen hatte sich vereinigt zu Einem Schrei des Zorns, der Empörung über dies unerhörte Verfahren des Königs und auf dem nächsten Reichstag hatten sie einstimmig ihr Veto eingelegt gegen diese Tyrannei des Königs, waren sie so weit gegangen, ihm mit Ungehorsam und Absetzung zu drohen, wenn Stanislaus nicht dieses Edict wieder zurücknähme.

Der König hatte sich in der That zu schwach gefühlt, um dem Andrängen der Großen zu wider-

stehen und der Thron schien ihm doch ein zu angenehmer Sitz, als daß er denselben hätte gutwillig verlassen mögen. Er wandte sich demzufolge an die Kaiserin von Rußland, und bat diese um Schutz und Beistand gegen seine stolzen Magnaten und Starosten. Rußland war sehr bereit, dem König von Polen Hülfe zu gewähren, und ihm seinen Thron zu erhalten, um vielleicht später sich selber darauf zu setzen. Eine russische Armee rückte daher in Polen ein, und stellte sich dem König zur Verfügung.

Der Adel schrie jetzt über Landesverrath und rief ganz Polen auf, um das Vaterland zu schützen gegen die hereinbrechenden Russenheere.

Aber auch der König rief ganz Polen auf, um den Thron zu schützen gegen die Tyrannei der Starosten und Woywoden.

Jedermann griff nun zu den Waffen, um der Partei sich anzuschließen, zu welcher seine Gesinnung oder sein Interesse ihn hinzog, und von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf wälzte der Bürgerkrieg sich fort, drängte er seine unheilsvollen Kämpfe in jedes Haus, in jede Familie ein. Ganz Polen hallte wieder von Wuthgeschrei, von Waffengeräusch und Kanonendonner, Ströme von Blut wurden ver-

gossen, jeder Tag sah ein neues Scharmützel, einen neuen Kampf, aber keinen Kampf der Entscheidung, keine gewichtige Schlacht. Ein halbes Jahr der Kämpfe und des Blutvergießens hatte nichts verändert in der Lage der Dinge; es hatte höchstens die gegenseitige Erbitterung noch erhöht, und eine Ausgleichung und Versöhnung noch unmöglicher gemacht.

Noch immer standen die Russen in Warschau, zum Schutze des Königs und des Throns, noch immer war Krakau in den Händen der Conföderirten, und von dort aus erließen die Häupter der Conföderation ihre Befehle an ihre Truppen und an die patriotisch gesinnten Polen.

Aber seit einigen Tagen hatte die Residenz der Conföderation, hatte die Festung Krakau ein gar trübes und düsteres Aussehen angenommen. Der Marschall Czarnetzky, welcher mit seinem Generalstab sein Hauptquartier daselbst aufgeschlagen, konnte sich nicht mehr verhehlen, daß die Lage der Conföderirten sich mit jedem Tage verschlimmere, weil die russische Armee sich mit jedem Tage durch neue Zuzüge vergrößerte, während die Streitkräfte der Conföderirten durch die täglichen Gefechte sich ver-

ringerten, und der eingeschüchterte polnische Adel sich wohl hütete, neue Zuzüge zu unternehmen.

Seit einigen Tagen hatten Kundschafter die Nachricht in die Festung gebracht, daß der General Fürst Lubomirsky, welcher mit einem Truppencorps der Conföderirten gegen die Festung Landskron marschirt war, von den Russen geschlagen und gänzlich aufgerieben sei, daß außerdem ein starkes russisches Armeecorps unter dem Grafen Apraxin im Anmarsch gegen die Conföderirten und gegen Krakau sei.

Marschall Czarnetzky durfte nicht daran denken, dem Feinde entgegenzuziehen, ihm eine offene Feldschlacht zu liefern; er hatte zu wenig Truppen beisammen, es war unmöglich die Truppen der Conföderirten zu einer einzigen Armee zu sammeln, sie mußten in einzelnen, kleineren Heerhaufen über das ganze Land ausgebreitet sein, und konnten nur von einer Art Guerillakrieg für sich Vortheile und Siege erhoffen.

Statt also den russischen Truppen entgegen zu ziehen, beschloß der Marschall Czarnetzky, alle seine Streitkräfte auf die Vertheidigung Krakaus zu verwenden. Man errichtete daher Breschen, warf Schanzen und Laufgraben auf und that Alles, um

einer Belagerung mit Erfolg Stand halten zu können. Aber zu einer solchen Belagerung fehlte den Vertheidigern der Stadt Krakau nur das Nothwendigste, nur der gehörige Vorrath an Nahrungsmitteln. Man hatte genug Soldaten, genug Waffen und Munition, genug Muth und Entschlossenheit, aber man hatte nicht genug Brot und Fleisch, um eine lange Belagerung ertragen zu können, und wenn nicht von den Patrioten, noch bevor die Russen die Festung einschlossen, Hülfe gesandt ward, so konnte man voraussehen, daß die Conföderirten trotz ihres Muthes und ihrer Entschlossenheit besiegt werden würden von einem Feinde, der mächtiger und unbesiegbarer war, als alle russischen Armeen, besiegt von dem Hunger.

Diese Ueberzeugung war es, welche den Marschall Czarnetzky beunruhigte, und welche er doch nicht wagte, seinen Offizieren mitzutheilen, weil er die Entmuthigung derselben fürchtete. Aber das sparsamere Austheilen der Fleischportionen, die kleinen Rationen Brot sagten den Vertheidigern von Krakau lauter und eindringlicher als alle Worte es, vermocht hätten, welch' einer unsichern und bedrohlichen Zukunft sie entgegengingen.

Deshalb war es, daß Krakau seit einigen Tagen

ein so trübes, düsteres Aussehen angenommen, daß die Schlachtgesänge und die Spottlieder auf den Feind verstummt waren, deshalb war es, daß der Marschall Czarnetzky mit so sorgenvollen Blicken in seinem Cabinet damit beschäftigt war, die Berichte der Magazinverwalter zu prüfen, und seine Zahlen und Berechnungen zu machen.

Aber mitten in dieser ernsten Beschäftigung ward er durch ein lautes und ungewöhnliches Geräusch von der Straße her unterbrochen. Es klang wie Jauchzen und Jubelgeschrei, wie Hurrahrufen und frohes Willkommen. Der Marschall eilte an's Fenster, um dem Ursprung dieser ungewohnten Töne nachzuspüren! Welch' ein seltsamer, ungewohnter Anblick bot sich ihm dar.

Ganze Schaaren des Volkes stürmten mit lautem Jubel, mit lachenden Gesichtern die Straßen herauf, die Männer ihre Hüte emporschwenkend, die Frauen mit den weißen Tüchern winkend, als kämen sie wie die Herolde des Friedens und des Glückes daher. Vor dem Hôtel des Marschalls blieben sie stehen, aber nicht zu seinen Fenstern schaueten sie empor, sondern sie schauten rückwärts die Straße hinunter, welche sie selber gekommen waren.

Czarnetzky, nicht länger im Stande seine Neu-

gierde zu beherrschen, stieß das Fenster auf und blickte hinunter. Ein seltsamer Anblick bot sich ihm dar. Die ganze lange Straße war dicht gedrängt mit Reitern, und am Ende derselben sah man schwer beladene Wagen daher kommen, auf deren obersten Säcken Soldaten standen, die mit dem Schwenken ihrer Czako's das laute Hurrahrufen des Volkes erwiderten. Jetzt eben sprengte ein junger Mann in der glänzenden Uniform eines Cavallerie-Generals von dem untern Ende des Zuges herauf, ein unermeßliches Jubelgeschrei begleitete ihn auf seinem Wege, und er neigte sich grüßend und dankend nach allen Seiten hin.

Vor dem Hause des Marschalls hielt er sein Pferd mit einem einzigen Ruck an, und hob sein erglühetes frohes Antlitz empor zu dem Fenster und neigte sich zu militairischem Gruß.

„Der Graf Benjowsky," rief der Marschall in seiner Freude und Ueberraschung so laut, daß das Volk unten auf der Straße es hörte, und gleichsam als Antwort auf diesen Ruf ein dreimaliges, donnerndes: „Vivat der Graf Benjowsky! Ein Vivat dem Erretter, dem Grafen von Benjowsky!" erschallen ließ.

Unter diesem Jubelgeschrei schwang sich der

Graf vom Pferde, trat lächelnd in das Haus ein, und schritt die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf. Auf der obersten Stufe fand er den Marschall, der ihm mit freudigem Gruße beide Hände entgegenstreckte, und ihn hastig in sein Gemach hineinzog.

„Mein lieber General," sagte der Marschall lebhaft, „ich heiße Sie von Herzen unter den Lebendigen willkommen, und bin entzückt, Sie so wohl und unversehrt zu finden."

„Wie denn, Excellenz, unter den Lebendigen?" fragte Benjowsky lächelnd. „Hatten meine guten Freunde mich schon in das Reich der Todten spedirt?"

„Wenigstens sollten es die Feinde gethan haben, Graf. Man brachte uns die Kunde von einem heftigen Gefechte, welches Sie mit den Russen bestanden hätten, man erzählte, daß Ihr ganzes Corps in demselben aufgerieben sei, daß Sie selber als Held ruhmvoll gefallen seien. Ich bin daher entzückt, mein lieber General, Sie wieder zu sehen, denn ich habe Sie als einen unserer Tapfersten tief betrauert. Und nun bitte ich Sie, sagen Sie mir, wo kommen Sie her, und was bedeutet das

Geschrei des Volkes, und das Gedränge von Wagen und Reitern auf der Straße?“

„Excellenz, es bedeutet, daß ich zu Ihnen komme mit viertausend Reitern, einer bedeutenden Summe Geldes, und einem sehr beträchtlichen Vorrath von Lebensmitteln.“

Das Antlitz des Marschalls strahlte auf in freudiger Ueberraschung. „Lebensmittel?“ fragte er rasch. „Sie bringen uns Lebensmittel?“

„Nun ja,“ erwiderte Benjowsky gelassen. „Sagten Ew. Excellenz mir nicht bei meinem Ausmarsch aus Krakau, daß Sie sehr bald Mangel an Nahrungsmitteln und Geld haben würden?“

„Ich sagte das freilich, aber —“

„Es war also natürlich, daß ich mich beeilte, Ihren Befehl auszuführen, und Ihnen Beides zu verschaffen, Excellenz. Ich begann meine Expedition damit, daß ich dem Fürsten Lubomirsky nacheilte, welcher, wie Sie wissen, mit seinen Truppen gegen Landskron marschirt war. Allein ich kam leider zu spät, der Fürst war von den Russen geschlagen, der größte Theil seiner Mannschaft gefangen genommen, er selber hatte nur mit Mühe sich demselben Schicksal entzogen, er hatte sich nach Ungarn geflüchtet.“

„Ihre Vorhersage hatte sich also verwirklicht,

General. Denn mich dünkt, Sie warnten den Fürsten, und sagten ihm sein Schicksal voraus, wenn er mit so wenigen Truppen einen so gefährlichen Marsch unternähme. Sie boten ihm an, ihn mit Ihren Truppen zu begleiten, und mit ihm das Unternehmen zu wagen. Allein der Fürst Lubomirsky wollte die Ehre des Sieges nicht mit Ihnen theilen, und er glaubte deshalb nicht an Ihre Prophezeihung."

„Ich habe das Schicksal der Cassandra, Excellenz," sagte Benjowsky mit einem traurigen Lächeln. „Die Unglücklichen schauen mit ihrem zweiten Gesicht immer das nahende Unheil, und sie müssen es verkünden, obwohl sie schon im Voraus wissen, daß die Glücklichen ihnen nicht glauben. So erging es mir. Ich konnte Lubomirsky nicht mehr retten, aber ich konnte ihn rächen, und das that ich. Die Russen hatten das Schlachtfeld von Kremenka, wo sie den Fürsten besiegt, noch nicht verlassen, und sie erwarteten keinen Feind. Ich griff sie an, trieb sie in die Flucht, und nahm ihnen zweihundert Gefangene von dem Truppencorps Lubomirsky's ab. Dann zog ich weiter den Weg nach Landskron hin. Unterwegs begegneten mir einige Haufen von den Leuten Lubomirsky's, und verstärkten mein Corps.

So gelangte ich mit einer stattlichen Truppenzahl vor die Festung, drang in dieselbe ein, überrumpelte die Königlichen, bemächtigte mich der Festung, und ließ die Königlichen unter der Bedingung frei, daß sie der Conföderation den Eid der Treue schwüren, was sie, wie mich dünkt, sehr gern thaten."

„Sie reden da von Ihren Heldenthaten mit einer Einfachheit und Schmucklosigkeit, als ob Sie mir von einem Spazierritt erzählten," sagte der Marschall lächelnd. „Mir aber müssen Sie erlauben, daß ich im Namen meines Vaterlandes sage: „Ich danke Ihnen, General! Sie haben Polen einen großen Dienst geleistet! Ich danke Ihnen!"

„Excellenz," rief Benjowsky erglühend, „Sie belohnen mich in diesem Augenblicke großmüthig schon im Voraus für Alles, was ich in diesem Kriege noch thun und leisten werde, und an mir ist es zu sagen: „Ich danke Ihnen!"

„Hören Sie, wie das Volk Ihnen antwortet," sagte der Marschall, als eben das laute Jubelrufen des Volkes zu ihnen empordrang. „Aber erzählen Sie weiter, General. Wie kommt es, daß Sie die Festung wieder verließen, und so schnell hierher zurückkehrten?"

„Meine Kundschafter brachten mir die Nachricht,

daß der russische General Apraxin mit einem bedeutenden Corps auf Krakau marschire, und da ich die geringe Zahl Ihrer Truppen kannte, hielt ich es für meine Pflicht, zu Ihrer Verstärkung aufzubrechen. Aber es war, wie ich wußte, nicht genug, Ihnen bloß Truppen zuzuführen, sondern Sie bedurften ebenso sehr der Lebensmittel Ich setzte also in aller Schnelle die Districte von Bielitz, Landskron und Nowitarg in Contribution. Sie haben mir im Ganzen achtzehn Wagen mit Korn und sechshundert Ochsen gesteuert, und ich glaube, Excellenz, das Jubelrufen da unten gilt nicht mir, sondern den Wagen mit Kornsäcken und dem Armeecorps von fetten Ochsen, das eben seinen Triumphzug durch die Stadt macht."

„Vivat hoch! Es lebe der General Benjowsky! Vivat hoch!" tönte das Jauchzen des Volkes eben mit so gewaltiger Stärke empor, daß die Fenster bebten und klirrten.

„Sie hören, General," sagte der Marschall sich verneigend, „das Volk ruft Ihnen Vivat."

Aber jetzt übertönte das Jauchzen des Volkes ein anderes Geräusch. Es donnerte und brüllte von der Straße herauf so gewaltig, so mächtig, daß die Fenster abermals bebten und klirrten.

„Mein Gott, was ist das?“ fragte der Marschall erschrocken.

„Excellenz,“ erwiderte Benjowsky, sich gleichfalls verneigend, „es sind meine Ochsen, welche für das Vivatrufen des Volkes ihren gerührten Dank sagen. Aber ich denke, daß einige von ihnen zugleich ihr Schwanenlied singen.“

„Sie dürfen davon überzeugt sein, General. Ganz Krakau soll einen Festag haben, um Ihre Wiederkehr und Heldenthaten zu feiern. Wir wollen uns Alle heute nur dem frohen Bewußtsein überlassen, daß Sie uns nicht allein erhalten sind, sondern, daß Sie uns Hülfe und Beistand gebracht. Morgen in der Frühe aber werde ich die Häupter des Bundes zusammenberufen, und der Kriegsrath möge entscheiden, was weiter geschehen soll!“

„Excellenz,“ rief Benjowsky, „in Ihrer Hand allein liegt der Oberbefehl und die Entscheidung. Ich beschwöre Sie, machen Sie noch heute Gebrauch davon. Schicken Sie mich und die Meinen sogleich wieder aus der Festung hinaus. Befehlen Sie mir, außerhalb der Stadt mein Lager aufzuschlagen, und es zu verfestigen. Ueberlassen Sie den Bundeshäuptern nicht die Entscheidung, denn es sind unter ihnen viel Zaghafte und Zauderer, welche sich wenig

auf das Kriegshandwerk verstehen, und vom grünen Tische aus Unmöglichkeiten dekretiren. Ueberlassen Sie diesen nicht die Entscheidung über militairische Operationen. Sie allein verstehen sich besser auf dieselben als alle die acht andern Herren. Ich bitte Sie also, Excellenz, befehlen Sie mir sogleich, wieder aufzubrechen und aus Krakau abzumarschiren."

„Und weshalb sollte ich das thun, General?"

„Weil ich Ihnen hier mit meinen Reitern nur zur Last, zum Verderben werde, Excellenz. Ich bringe Ihnen viertausend Reiter; sie werden Ihnen innerhalb der Festung von keinem Nutzen sein, aber sie werden Ihre Magazine erschöpfen, und Sie werden sehen, wie bald die Kornsäcke geleert und die Ochsen verzehrt sein werden, ohne daß meine Cavallerie Ihnen nützlich gewesen. Lassen Sie uns also außerhalb der Festung ein befestigtes Lager aufschlagen. Es wird eine Vormauer sein gegen die heranziehende russische Armee, es wird außerdem einen Weg frei halten für diejenigen Patrioten, welche sich uns anschließen, und der Sache des Vaterlandes ihren Arm leihen wollen."

Der Marschall schüttelte lebhaft sein greises Haupt. „Ich darf nicht so eigenmächtig handeln," sagte er. „Die Entscheidung in so wichtiger Sache

hängt allein vom Bundesrath ab, und ich darf ihm nicht vorgreifen. Außerdem bin ich nicht Ihrer Meinung. Die Russen marschiren in getrennten Heerhaufen von allen Seiten heran, der Angriff und die Belagerung wird daher von allen Seiten zugleich erfolgen, und deshalb ist es nothwendig, so viel Truppen als möglich in der Festung vereinigt zu haben, damit wir unsere Streitkräfte immer genügend dahin werfen können, wo wir am heftigsten angegriffen werden. Nein, mein lieber General, außerhalb der Festung würden Sie uns jetzt von geringerem Nutzen sein, als innerhalb derselben. Wir würden, wenn Sie mit Ihren tapfern Truppen da außen lagerten, nicht bloß für uns, sondern auch für Sie besorgt sein müssen, denn der ungeheuren Uebermacht sind selbst die Helden von Thermopylä erlegen, und ich weiß, Sie würden es vorziehen mit den Ihrigen zu fallen, als vor dem Feinde zu flüchten. Bleiben Sie also, General, und warten Sie den Beschluß des Bundesrathes ab. Ich hoffe, daß er meiner Meinung sein wird." —

Marschall Czarnetzky's Hoffnung sollte nicht getäuscht werden. Der Bundesrath lehnte Benjowsky's Vorschlag ab, und befahl ihm mit seiner Cavallerie innerhalb der Festung bis auf Weiteres zu bleiben.

Benjowsky fügte sich schweigend diesem Befehl seiner Obern, und war nun mindestens bedacht, für die Vertheidigung Krakau's mit den Seinen thätig zu sein. Er ließ Laufgräben aufwerfen, Breschen errichten, die Thore verbarricadiren, und that Alles, um Krakau zu verfestigen.

Indeß rückte der General Apraxin mit einer bedeutenden russischen Armee immer näher heran, und umschloß Krakau in immer engeren Kreisen mit seinen Truppen, welche hinter sich überall eine Wüste ließen und Schrecken und Entsetzen vor sich hertrugen. Bald war die ganze Festung wie in einen eisernen Gürtel von Waffen und Kanonen eingeengt, und kein Bewohner der Umgegend mochte mehr den Versuch wagen, diesen Gürtel zu durchbrechen, und den Belagerten Nahrungsmittel zuzuführen.

Was Benjowsky vorhergesagt hatte, sollte sich leider erfüllen. Die in der Festung aufgehäuften Truppen, deren Zahl sich über dreizehntausend Mann belief, hatten sehr bald die Kornsäcke geleert, die Fleischvorräthe erschöpft, und der drückendste Mangel begann schon sich fühlbar zu machen.

„Wenn wir nicht bald neue Zufuhren bekommen, sind wir verloren," sagte der Marschall Czarnetzky eines Morgens seufzend zu Benjowsky. „Ich muß

jetzt leider bekennen, daß Sie Recht hatten, General! Es wäre besser gewesen, wenn wir damals Ihren Vorschlag angenommen, und Sie außerhalb der Stadt ein Lager bezogen hätten. Unsere Mundvorräthe sind erschöpft, und wenn wir keine Hülfe bekommen, müssen wir uns in acht Tagen entweder den Russen übergeben oder Hungers sterben."

„Wollen Ew. Excellenz mir die Erlaubniß geben, die nothwendige Hülfe herbeizuschaffen?" fragte Benjowsky rasch.

„Wie wollen Sie das anfangen, General?"

„Ich verlasse mit ein paar Tausend Mann die Stadt, —"

„Sie wissen also nicht, daß sie von allen Seiten umringt ist?" unterbrach ihn der Marschall.

„An der Wasserseite stehen keine russischen Truppen, Excellenz."

„Weil dort für uns kein Ausweg ist, General. Die Weichsel ersetzt auf dieser Seite die Belagerungsmannschaft des Feindes."

„Oder sie ist eine befestigte Vormauer der Belagerer, Excellenz. Die Weichsel ist ein guter Patriot, und sie wird sich bereitwillig dazu hergeben, uns als Brücke zu dienen."

„Sie wollen mit Mann und Roß hinüberschwimmen?“

„Das ist meine Absicht, Excellenz. Wenn wir einmal drüben sind, bin ich sicher, uns neue Mundvorräthe anzuschaffen, und Alles das zu erlangen, dessen wir bedürfen.“

„Ich nehme an, daß Ihnen dies wirklich gelingt, General, denn Sie sind eben so tapfer als geschickt, und es steckt Etwas von einem Odysseus in Ihnen. Aber da Sie unglücklicher Weise nicht Zeit haben werden, ein hölzernes Riesenpferd zu bauen, um etwa in dem Bauche desselben uns Mundvorräthe einzuschmuggeln, so möchte ich doch wissen, wie Sie es machen wollen, uns diese Mundvorräthe in die Stadt zu schaffen.“

„Auf demselben Wege, auf welchem ich uns hinausschaffe, Excellenz. Die Ochsen schwimmen auch, wenn der Instinkt der Todesgefahr sie dazu zwingt, und sie sind stark genug, um jeder auf dem Rücken einen Kornsack mit hinüber zu schleppen. Ich beschwöre Ew. Excellenz, geben Sie mir nur die Erlaubniß zu meiner Expedition, und ich zweifle gar nicht an einem glücklichen Erfolg.“

„Ich aber zweifle, und was mehr ist, ich fürchte für Sie, General. Sie wollen mit ein paar tausend

Mann den äußersten Gefahren entgegengehen, und der russischen Uebermacht Trotz bieten. Ich fürchte, daß Sie diese Heldenkühnheit mit dem Tode bezahlen müssen."

„Sagten Ew. Excellenz nicht, daß, wenn wir keine Hülfe bekommen, wir in acht Tagen dem Hungertode verfallen sind, da natürlich von einer Uebergabe an die Russen nicht die Rede sein kann? Nun, Excellenz, ich schwöre Ihnen, daß ich den Tod auf dem Schlachtfelde, im Kampfe gegen den sichtbaren Feind tausend Mal dem langsamen, qualvollen Tode vorziehe, mit welchem der unsichtbare Feind, der Hunger, uns bedroht. Ich beschwöre also Ew. Excellenz, lassen Sie mich ziehen."

„Sie haben wohl Recht, es ist ein qualvoller Tod, Hungers zu sterben," seufzte Czarnetzky, „und es gehört vielleicht eben so viel Muth dazu, ihm entgegenzugehen, als dem überlegenen Feinde die Stirne zu bieten. Ich gewähre Ihnen Ihr Gesuch, General, ich ermächtige Sie, einen Ausfall zu machen, um uns Provision zu verschaffen."

„Ich danke Ihnen, Excellenz," rief Benjowsky freudig. „Ich werde Ihnen in acht Tagen entweder neue Mundvorräthe und neue Hülfstruppen zuführen, oder ich werde gefallen sein."

„In beiden Fällen werden Sie zu beneiden sein, General. Denn wenn es Ihrem Heldenmuth gelingt, unserer Noth abzuhelfen, so haben Sie sich um das Vaterland verdient gemacht; wenn es Ihnen nicht gelingt, und Sie fallen in dem Kampfe für das Vaterland, so werden Ihre Augen das Schreckliche nicht sehen, was uns vielleicht bevorsteht zu schauen: den Untergang des Vaterlandes! Gehen Sie, General, aber seien Sie vorsichtig und besonnen, bedenken Sie, daß Sie Polen Treue geschworen haben, und daß Sie verpflichtet sind, ihm seinen tapfern Vertheidiger, den Grafen Benjowsky, zu erhalten. Leben Sie wohl und — ich sage es mit andächtigem Herzen — auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen, Excellenz,“ rief Benjowsky fröhlich, indem er die dargereichte Hand des Marschalls herzlich in der seinen drückte. „In dieser Nacht noch marschiren wir ab. Wir haben glücklicherweise helles Wetter, und der Mond wird hoffentlich so gut sein, nicht bloß im Kalender, sondern auch am Himmel zu scheinen!“

Und er eilte mit frohem Angesicht nach seinem Quartier zurück und berief die Offiziere seines Truppencorps, um mit ihnen eine lange Besprechung zu halten, und alles Nöthige für die Expedition

dieser Nacht zu überlegen. Viele von ihnen machten ein bedenkliches Gesicht, und wagten leise Zweifel an der Möglichkeit des Unternehmens zu äußern, aber Benjowsky's flammende Beredtsamkeit, sein feuriger Muth, seine begeisterte Zuversicht, schlugen alle Zweifel darnieder und machten auch die Verzagtesten freudig und siegesgewiß.

Als die Nacht hereinbrach, öffnete sich das Weichselthor, und zweitausend Cavalleristen ritten hinaus, dem Ufer zu. An ihrer Spitze befand sich General Benjowsky; ihm zur Seite sein Adjutant und treuer Waffengenosse, der Obrist von Wyndblad. Sie waren Beide stumm dahin geritten, jetzt, da sie dem Ufer der Weichsel sich näherten, hielt Benjowsky sein Pferd an und wandte sich seinem Gefährten zu.

„Freund," sagte er leise, „wir haben uns unverbrüchliche Treue für das ganze Leben geschworen, und nicht wahr, wir werden sie halten?"

„Wir werden sie halten," erwiderte Obrist Wyndblad.

„Auch über das Grab hinaus, Freund?"

„Auch über das Grab hinaus, Freund!"

„Schau hinunter in den Fluß. Er sieht wahrlich aus wie ein offenes Grab. Sollte er es für

mich werden, so wirst Du meinem Weibe meine letzten Grüße, meinem Sohne meinen letzten Segen bringen. Wirst meiner theuren Leonore sagen, sie solle mir vergeben, daß ich sie verlassen mußte, wirst sie bitten, daß sie meinen Sohn lehren soll, mich zu lieben, wirst ihr sagen, daß ich sie geliebt habe, und ihr treu gewesen bin bis zum letzten Augenblicke meines Lebens."

„Ich werde ihr das sagen, Freund, wenn das Schicksal will, daß ich Dich überlebe, was sehr wider meinen Wunsch geschehen würde. Denn Du weißt wohl, daß ich auf Erden nichts liebe, als Dich, und auch von Niemand geliebt sein will, als von Dir. Wenn Du fällst, und ich bin so unglücklich, nicht an Deiner Seite zu fallen, so werde ich so lange leben, um Deinen Auftrag auszuführen, und Deiner Leonore Deine Abschiedsgrüße zu bringen. Dann aber werde ich Dir folgen, denn —"

„Still, mein Freund, sollst mich nicht weich machen, denn wir müssen alle unsere Ruhe und Besonnenheit bewahren. Gieb mir noch einmal die Hand! So! Und nun hinein in den Fluß. Er wird uns eine Brücke oder ein Grab sein, wie's eben kommt! Halloh, meine Herren Offiziere!"

Die Gerufenen sprengten von allen Seiten her-

bei und sammelten sich um ihren General. „Sind alle Truppen am Ufer?“ fragte der General.

„Alle, General!“

„Nun wohlan denn, meine Herren! Vorwärts! Je funfzig Mann immer zur Zeit hinein in das Wasser! Vorwärts!“

Und Benjowsky spornte sein Pferd an, daß es mit einem kühnen Sprung hinuntersetzte in den Fluß, der, vom Monde hell beleuchtet, wie eine glitzernde Riesenschlange aus der nächtlichen Landschaft hervorblitzte. Das Wasser spritzte hoch auf, und schien sich unter dem Pferde zu einem tiefen Abgrund zu öffnen. Einen Moment schien es Benjowsky, als sänke er hinab in eine bodenlose Tiefe, er hörte die Wellen dicht an seinen Ohren rauschen, er fühlte sie kalt und feucht sein Angesicht belecken, und nur dem Instinct der Creatur noch gehorchend, klammerte er sich mit beiden Armen um den Hals des Pferdes, das ächzend und keuchend mit aller Kraft der Verzweiflung kämpfte gegen die heranstürzenden Wogen. Und jetzt fühlte Benjowsky, daß sein Haupt wieder emportauchte über dem Wasser; es klang und brauste nicht mehr vor seinen Ohren, seine Augen konnten sich wieder öffnen, konnten den Mond sehen, der groß und klar dort oben am

Himmel stand, und das Wasser, das glitzernd und murmelnd ihn und sein Pferd noch immer umfangen hielt, und die dunkle Gestalt, die kämpfend und ächzend unfern von ihm eben aus den Wellen emportauchte. —

„Wyndblad, bist Du's, mein Freund?“ fragte Benjowsky.

„Ich bin's,“ keuchte der Andere. „Wo mein General ist, da bin ich.“

„Und wo mein Obrist ist, da bin ich,“ rief Benjowsky fröhlich. „Hei, da haben wir schon Boden unter den Füßen! Land! Land!“

Und er sprengte jubelnd den Uferrand empor, und reichte dem Freunde die Hand, der eben dicht hinter ihm das Ufer erreichte. Dann hielten Beide an und wandten ihre Pferde um, und schauten auf den Fluß hin, der jetzt den Truppen als Brücke dienen sollte.

Eine gar gefährliche und schwankende Brücke war es freilich, und zuweilen schien es, als wolle sie sich öffnen zu einem Grabe für diese schwarzen Massen, die auf demselben sich bewegten, zuweilen hörte man jammernden Hülferuf, und lautes Aufkreischen und Stöhnen. Aber das Leben des Einzelnen gilt wenig, wenn Hunderte und Tausende in

Gefahr sind, und als nach vollbrachtem Uebergang es in der Frühe des aufdämmernden Morgens sich ergab, daß nur einige dreißig Mann beim Appell fehlten, fand man, daß das ein sehr glücklicher Uebergang gewesen, und daß das kühne Wagniß über Erwarten geglückt sei!

Vorwärts nun, vorwärts in rastloser Eile. Denn in acht Tagen muß die Heldenschaar wieder heimgekehrt sein. In acht Tagen muß sie ihren Einzug halten in Krakau, damit es der Hunger nicht thue.

Einige seiner Offiziere sandte Benjowsky jetzt aus, um von den Gutsbesitzern der Umgegend Hülfe und Beistand für die bedrängte Festung zu begehren. Alle Patrioten ließ er auffordern, der Sache des Vaterlandes sich anzuschließen, und durch die That ihr Beistand zu leihen, sei's, indem sie sich ihren Kämpfern anschlössen, sei's, indem sie dieselben unterstützten mit Geld und Nahrungsmitteln.

Und der Ruf des Generals von Benjowsky fand überall ein williges Gehör, von allen Seiten kamen wohlausgerüstete Soldaten, kamen Wagen mit Korn, mit Früchten, wurden Rinder und Schafe herangetrieben. Das Vaterland hatte gerufen durch den Mund des Grafen Benjowsky, und jeder Patriot

hatte willig und freudig den Ruf des Vaterlandes vernommen.

Kaum sechs Tage waren vergangen, als Benjowsky mit seinen Schaaren sich wieder dem Ufer der Weichsel näherte, um mit ihnen auf dem Wege, den sie gekommen, wieder nach Krakau zurückzukehren. Aber die vorausgesandten Kundschafter kamen mit der Nachricht zurück, daß das ganze Ufer diesseits der Weichsel, Krakau gegenüber, von feindlichen Truppen besetzt sei.

Benjowsky, statt aller Antwort, winkte seinem Freunde Wyndblad und einigen seiner Offiziere, und sprengte mit ihnen vorwärts, um zu recognosciren.

Auf dem nahen Hügel, von welchem man einen Ueberblick über das Weichselthal und die Festung hatte, hielt er sein Pferd an, und schauete spähenden Auges hinaus in die Gegend.

Ja, die Kundschafter hatten die Wahrheit berichtet. Die Russen standen am Ufer der Weichsel.

„Sie haben ohne Zweifel unsere Absicht errathen, und sie wollen uns den Weg abschneiden," sagte Benjowsky zu Wyndblad, welcher neben ihm hielt.

„Und zum Unglück sind sie im Stande, ihren Willen durchzusetzen," seufzte der Obrist. „Der Feind

ist uns an Zahl so sehr überlegen, daß es Tollkühnheit wäre, den Kampf gegen ihn aufzunehmen."

„Und dennoch muß es geschehen," sagte Benjowsky lebhaft, indem seine flammenden Augen hinüberblitzten zu dem Feind, der in dichten, geschlossenen Reihen das Ufer bedeckte.

„Du könntest daran denken, den vielleicht zehnmal überlegenen Feind anzugreifen?" fragte Wyndblad erstaunt.

„Ich denke nicht bloß daran, sondern ich bin entschlossen dazu. Weißt Du nicht, daß ich dem Marschall Czarnetzky mein Wort gegeben, ihm in acht Tagen Proviant zu liefern? Nun, es ist heut der sechste Tag, demzufolge ist es die höchste Zeit."

„Aber man kann sein Wort nicht erfüllen, wenn die Unmöglichkeit sich dagegen stellt," rief der Obrist heftig.

„Dann bleibt Einem nichts weiter übrig, als zu sterben," erwiderte Benjowsky gelassen. „Zu sterben, indem man wenigstens versucht, sein gegebenes Wort zu erfüllen. Still, Freund, sage mir nichts mehr, ich bin entschlossen, meine Pflicht zu erfüllen oder zu sterben."

„Nun, gut denn, sterben wir also," sagte Wyndblad ruhig. „Sage, was geschehen soll!"

„Wir werden die Russen hier, wo sie am schwächsten stehen, und ohne Zweifel am wenigsten einen Angriff vermuthen, mit aller unserer Kraft angreifen. Sie müssen entweder unserm ersten Anprall weichen, und dann haben wir uns den Uebergang über die Weichsel erobert, unsere Pioniere schlagen eine Brücke, und wir schicken den Convoi mit Lebensmitteln sofort hinüber, oder die Russen ziehen Verstärkungen herbei. Sie werden diese Verstärkungen von den dieser Stelle zunächst liegenden beiden Seiten heranrücken lassen. Dadurch wird, ehe von der gegenüberliegenden Seite der Festung die Belagerungstruppen heranziehen können, das Thor von Podgorze frei. Sobald hier der erste Schuß fällt und der Kampf beginnt, wird der Convoi von Lebensmitteln, gedeckt von tausend Reitern, sich nach dem Thor von Podgorze wenden, und den Moment abwarten, wo die Truppen abmarschiren, um sofort vorzudringen und in die Festung zu gelangen. Die tausend Reiter, welche den Convoi decken, wird der Obrist von Wyndblad führen und sobald es ihm gelungen, mit seinem Convoi in Krakau einzumarschiren, wird er mir ein Zeichen des Gelingens

geben. Dann werde ich sofort von dem Kampf, bei welchem natürlich von vornherein kein Sieg zu erhoffen ist, abstehen, das Zeichen zum Rückzuge geben und mit den Meinen abziehen."

„Der Plan ist gut und eines guten Feldherrnkopfes würdig," sagte Obrist Wynblad gelassen. „Mein Herr General hat ihn mir überdies mit solcher Klarheit und Präcision vorgetragen, daß ich ihn sehr gut begriffen und die Wahrscheinlichkeit des Gelingens eingesehen habe. Nur einmal hat mein General sich versprochen, und er wird mir erlauben, ihn darauf aufmerksam zu machen. Er hat gesagt, die tausend Reiter, welche den Convoi decken, wird der Obrist von Wyndblad führen."

„Nun, ich sehe nicht ein, inwiefern ich mich da versprochen hätte?"

„Der General von Benjowsky hat ohne Zweifel einen andern Namen, etwa den Obrist von Klusewsky, nennen wollen. Denn was den Obristen von Wyndblad anbetrifft, so ist seine Stelle da, wo die größte Gefahr, das heißt, da, wo der General von Benjowsky ist. Der Obrist Wyndblad wird diese Stelle Niemand Anders überlassen, er wird an der Seite seines Generals bleiben, denn er hat geschworen, mit ihm alle Gefahren zu theilen, mit ihm zu leben

oder zu sterben, und er wird seinen Schwur halten."

„Und er soll es," rief Benjowsky, einen glühenden Blick voll Zärtlichkeit auf den Freund heftend, „ja, mein Pylades soll bei mir bleiben, da er es will, und ich danke Gott und allen Heiligen dafür, daß er es will. Hast Recht, mein Freund, der General Benjowsky hat sich ohne Zweifel vorher versprochen, und wir rectificiren ihn. Der Obrist von Klusewsky soll die tausend Reiter anführen, welche den Convoi in die Festung bringen. Ich will sogleich die nöthigen Befehle ertheilen, denn ich sehe eben, daß es die höchste Zeit ist."

„Woran siehst Du das?" fragte Wyndblad, den Blicken des Generals folgend, die unverwandt auf die Festung gerichtet waren.

„Siehst Du dort inmitten der Stadt auf der Höhe das Schloß?"

„Ich sehe es, General. Die Morgensonne überstrahlt es, und macht die runde Kuppel des Domes neben dem Schloß wie lauteres Gold aufleuchten."

„Sie ist auch von lauterem Gold, die Kuppel des Domes, in welchem Johann Sobiesky ruht. Aber schau nicht zu dem Dome hin, sondern auf

den hohen, spitzen Thurm des Schlosses. Was siehst Du da?"

„Ich sehe da eine Fahne wehen. Sie trägt die polnischen Farben, weiß und roth, aber wie mir scheint, befindet sich in der Mitte dieser Fahne ein schwarzes Feld, das ich früher niemals an derselben gesehen habe."

„Es ist das verabredete Zeichen. Der Marschall Czarnetzky verkündet mir durch dasselbe, daß der Tod seinen furchtbarsten Heerführer in die Festung gesandt, daß der Hunger seinen Einzug in Krakau gehalten hat. Begreifst Du jetzt, daß ich Eile habe, daß wir keine Stunde mehr versäumen dürfen?"

„Ich begreife, daß man heute Abend den Göttern oder dem General Benjowsky einen Ochsen als Dankopfer schlachten wird, und daß wir unser Leben wagen müssen, um den Belagerten diesen Opferstier zu liefern!"

„Auf also, auf, es ist die höchste Zeit!" rief Benjowsky. „Herr Obrist von Klusewsky."

Der Obrist, welcher unfern von den Beiden mit den andern Offizieren gehalten hatte, sprengte herbei.

„Sie wissen Bescheid in der Umgegend von Krakau, Obrist von Klusewsky?"

„Vollkommen, General. Meine Güter liegen

in der Nähe der Festung; ich kenne jeden Weg und Steg in der Umgegend der Stadt."

„Sie werden es also unternehmen können, ein Truppencorps auf dem nächsten Wege an das Thor von Podgorze zu führen?"

„Ich mache mich dazu anheischig, General."

„Wie viel Zeit werden Sie bedürfen, um mit dem Convoi von Lebensmitteln und tausend Reitern nach jenem Thore zu gelangen?"

„Zwei Stunden, General!"

„Führen Sie Ihre Brigade mit dem Lebensmittel-Convoi dahin. Machen Sie in einiger Entfernung von dem Thore Halt, und warten Sie. Sobald Sie von hier aus Gewehrfeuer und Kanonendonner hören, senden Sie einige Patrouillen vorwärts zum Recognosciren. Wenn Sie von denselben die Nachricht erhalten, daß der Feind in Bewegung ist, und seine Truppen hierher marschiren läßt, so eilen Sie vorwärts, benutzen den günstigen Moment, um mit oder ohne Kampf den Convoi mit Lebensmitteln in die Festung zu bringen. Sobald Sie hinein sind, lassen Sie nur zum Zeichen dessen die Fahne vom Schloßthurm niederziehen."

„Ich werde den Convoi in die Festung bringen,

General, oder ich werde sterben. Ich danke meinem General für den ehrenvollen Auftrag!“

Und sich militairisch verneigend sprengte der Obrist von Klusewsky von dannen, den Hügel hinunter, um die Seinen zu sammeln, und mit ihnen den Abmarsch zu beginnen.

Benjowsky blieb auf dem Hügel halten, und schaute aufmerksam und sinnend hinunter auf die Seinen, auf das lebhafte Getümmel der Reiter und Wagen. Endlich lichtete sich dasselbe ein wenig. Man sah ein Detaschement Cavallerie in militairischer Ordnung abmarschiren, dann einen langen Zug von Wagen, an deren Seiten Trupps von Reitern dahinsprengten. Dann kamen wieder Cavallerie-Abtheilungen, denen in langsamem und schwerfälligem Tritt eine Heerde von Rindern sich anschloß. Man hörte in der Ferne ihr lautes Gebrüll, und das vielhundertstimmige Meckern der Schafe, welche den Schluß des ganzen Zuges bildeten.

„Wenn ein großmüthiger Wind den armen Belagerten diese Töne hinüberträgt, so werden sie ihnen wie himmlische Musik erklingen,“ sagte Benjowsky lächelnd. „Selbst Ochsen und Schafe können den armen geplagten Menschen als Boten Gottes erscheinen und ihr Herz mit Wonne und Dank erfüllen.

Ach Freund, es ist doch ein sehr prekaires und gewagtes Ding, ein Mensch zu sein. Aber sieh, da verschwinden die lieben Gottesboten in einer Wolke von Staub. Diese Wolke ist für uns das Signal zum Angriff! Vorwärts!“

Er sprengte den Hügel hinunter, den Freund an der Seite, die Offiziere seines Gefolges hinter sich.

Nun ward es lebendig in den Schaaren Benjowsky's. Man hörte nichts als Commandowort, als das Wiehern und Schnauben der Rosse, als das Rasseln der in raschem Trabe dahin rollenden Kanonen, und dann das Stampfen der Cavallerie, die sich in Bewegung setzte. Die Fahnen wehten, die Trommeln wirbelten, die Musici ließen ihre schmetternden, jauchzenden Klänge vernehmen, und Roß und Reiter, von diesen Klängen angefeuert und begeistert, stürmten rascher vorwärts. Dem Zuge voran in seiner glänzenden Uniform, den wallenden Federbusch auf dem hohen Czako, der General von Benjowsky mit strahlendem Angesicht, mit flammenden Augen, die sich wie Schwerterspitzen in die Reihen der Feinde einbohrten. Ihm zur Seite sein Freund und Waffengenosse, der Obrist Wyndblad, Muth und Trotz in den energischen Zügen, leuchtenden Auges und heiterer Stirn.

„Da ist der Feind," jubelt Benjowsky. „Nun beginnt das Fest. Noch einen Händedruck, Freund! Treu bis zum Tode! Vorwärts jetzt! Hinein in die feindlichen Reihen!"

In donnernder Schnelle stürmt die Cavallerie jetzt vorwärts, gerade hin auf den Feind, der erschrocken über den ungeheuren Anprall, den raschen unvermutheten Angriff, sich nicht zur Wehre setzen kann, der, von Entsetzen ergriffen, zurückweicht.

Und die polnischen Reiter sprengen vorwärts, immer nach den Weichenden, jeder Schwerthieb trifft einen Feind und streckt ihn zu Boden, und über die Gefallenen hin stürmen die wiehernden Rosse. Aber bald ist es den russischen Offizieren gelungen, ihre erschrockenen Truppen wieder zu sammeln, die Fliehenden mit ihrem Commandowort aufzuhalten und zum Stehen zu bringen. Sie formiren sich wieder in Reihen, sie halten Stand.

Auf sie stürzen sich mit wildem Geschrei, mit lautem Siegesjubel die polnischen Reiter. Ein fürchterlicher Kampf beginnt und wieder weichen die Russen und wieder mähen die Schwerter der Polen die Köpfe von den Rümpfen! Sie weichen zum zweiten Male, aber horch, da schallt es herüber mit schmetterndem Jubelklang, wie lustige Schlachtmusik.

Und die Russen stehen und jubeln einander zu: „Die Unsern kommen!“ — Und die Polen halten einen Moment inne mit ihrer Blutarbeit und schauen erschrocken zu der Seite hin, woher die Musik erschallt. Eine ungeheure dunkle Wolke wälzt sich heran mit Trommelwirbel und schmetternder Musik, mit fliegenden Fahnen und wehenden Standarten.

„Die Russen! Neue Zuzüge von Russen,“ schreien die Polen, und mit der Wuth der Verzweiflung setzen sie den Kampf fort.

„Die Russen kommen,“ jubelt Benjowsky. „Sie ziehen vom Thor von Podgorze daher. Mein Plan ist gelungen. Jetzt wird Klusewsky das Thor besetzen und seinen Einzug in Krakau halten. Muth, meine Tapfern, Muth! Hin auf den Feind! Wir müssen siegen oder sterben!“

„Wir müssen siegen oder sterben,“ jauchzen und schreien die Polen, und unter Wuthgebrüll und Kanonendonner stürzen sie sich dem neu heranmarschirenden Feind entgegen.

Aber auch von der andern Seite rücken sie jetzt heran die Russen. Der General Apraxin hat nach allen Seiten seine Ordonnanzen gesendet, er hat das ganze Belagerungscorps hierher beordert, denn er kennt die Tapferkeit der polnischen Reiter, und

er weiß, daß der verwegene, löwenkühne General von Benjowsky an der Spitze dieser Reiter steht.

Er hat das ganze Belagerungscorps hierher berufen an das Ufer der Weichsel, und in Eilmärschen stürmen die Russen heran. Vor ihnen, zur Rechten und zur Linken ist der Feind! Nur den Rücken haben sie noch frei, die kämpfenden Polen. Wenn sie umzingelt sind, dann bleibt ihnen nichts übrig als zu sterben, als sich Mann für Mann niedermetzeln zu lassen!

Schon ist der wüthend heranstürmende Feind in die vordersten Reihen der Polen eingedrungen, aber sie weichen nicht, sie halten Stand, sie setzen mit Löwenmuth ihren Kampf fort, denn mitten in ihren durchbrochenden Reihen kämpft ihr General Benjowsky, und auf ihn schauen sie, wenn ihr Muth erlahmen will, aus seinem flammenden Angesicht schöpfen sie sich neuen Muth, neue Kampfesgier.

Aber immer wüthender stürmen sie heran die russichen Schaaren, mehr als vierfach überlegen den Polen. Berge von Leichen bedecken den Boden und beengen den Kämpfenden das Terrain. Schon ist der vierte Theil der Polen gefallen, und die Schaaren der Russen scheinen sich immer noch zu mehren!

Zuweilen, mitten im Kampfe, wendet Benjowsky das Auge hinüber nach der Festung, die im Sonnenglanze da liegt. Noch immer weht die Fahne auf dem Schloßthurm, noch immer muß der Kampf fortgesetzt werden! Auf Einmal tönt ein Schrei von seinen Lippen, und er wendet sich mit strahlendem Auge dem Freunde zu, der an seiner Seite kämpft.

„Freund, schau dorthin! Die Fahne ist verschwunden! Der Convoi ist in der Stadt!“

„Ja, Gott sei gelobt! Die Fahne ist verschwunden!“

„Nun dürfen wir an unsere eigene Rettung denken!“

Und er hebt sich hoch im Sattel empor und schreit mit Stentorstimme: „Retiriren!“ Und ihm nach schreien und rufen die Offiziere: „Retiriren!“

Die Polen wenden ihre Pferde, und sprengen zurück, den Weg, den sie heute morgen gekommen. Aber der, der im Kampf der Vorderste gewesen, ihr General Benjowsky, der ist jetzt beim Rückzug der Letzte. Er fliegt die Wahlstadt hinunter und schaut nach den Seinen, und wiederholt den Versprengten das Wort der Erlösung, und dann erst, als sie in dichten Haufen geschaart dahin sausen, dann erst folgt er ihnen, den Freund an der Seite.

Aber die Russen, erhitzt, wüthend vom erbitterten Kampfe, die Russen wollen sich nicht begnügen mit dem erlangten Siege, sie wollen auch Rache nehmen für ihre Gefallenen. Sie setzen dem fliehenden Feinde nach, sie wollen Beute machen. Die Polen haben so schöne Pferde, so schöne Uniformen!

Den Fliehenden nach jagen die Kosacken und Husaren. Ihr lautes Gekreisch, ihr wildes Kriegsgebrüll sagt das den fliehenden Polen, sie schauen sich nicht um, aber sie wissen es dennoch, daß die Kosacken hinter ihnen sind, die wilden Horden der Steppe, und mit beflügelterer Eile jagen sie vorwärts. Es ist, als ob die Pferde selbst das Gefühl der Todesgefahr hätten, denn es bedarf keines Spornes und keines Zügels, um sie anzutreiben; ihre Hufe berühren kaum den Boden, als hätten sie Flügel an den Füßen, so jagen sie dahin.

Die letzten von ihnen Allen sind immer noch Benjowsky und sein Freund Wyndblad. Auch ihre Pferde stürmen dahin in wildem Galopp, aber sie hören doch immer näher und näher das Wuthgeschrei der Kosacken, das Schnauben und Keuchen der verfolgenden Rosse.

„Hörst Du das Gekrächze der Raben, Freund?“

ruft Benjowsky, indem er sein Pferd zu neuem Jagen anspornt.

„Ich höre es wohl. Aber wir wollen nicht die Beute der Raben werden. Vorwärts! Hei, Hussah! Vorwärts!“

Und mit „Hei! Hussa!“ jagen sie, fliegen sie wie abgeschossene Pfeile über das Feld dahin. Aber schneller als der Vogel, schneller als der Pfeil ist das kleine Pferd des Kosacken, ist Vogel und Pfeil zugleich!

„Die Raben kommen schon näher! Aber sie sollen mich nicht lebendig haben,“ keucht Benjowsky, mitten im tollen Jagen das Pistol aus den Halftern ziehend.

„Um Gotteswillen,“ schreit Wyndblad, „laß uns keine Sekunde verlieren. Schieße nicht!“

„Nicht auf die, welche hinter uns sind, sondern auf mich, sobald die Hand eines Kosacken uns packen will! Hörst Du nicht, wie ihre Pferde heran-keuchen, und meins will kaum mehr vorwärts.“

„Auch mein's nicht. Aber sie müssen, sie —“

Ein Schuß krachte hinter ihnen, ein zweiter, ein dritter und ein vierter. Dann ertönt lautes Triumph-geschrei der Verfolger. Denn sie sehen es wohl, daß ihre Schüsse das Ziel gut getroffen haben.

Die beiden Reiter in den blitzenden Uniformen schwanken im Sattel, und eine kurze Sekunde halten sie ihre Pferde an.

„Du bist verwundet, Moritz?“ fragte Wyndblad.

„Ja, ich bin's. Mein Arm vermag nicht mehr die Zügel zu halten. Aber auch Du bist verwundet!“

„Durch die Schulter ging der Schuß. Ich glaube der Knochen ist zerschmettert. Gleichviel! Wir müssen vorwärts.“

„Sie sollen uns nicht lebend haben. So lange meine Hand die Pistole halten kann, bin ich —“

Wieder krachen Schüsse, schnell hinter einander mit furchtbarem Geknatter. Ein Schrei tönt von Benjowsky's Lippen, und hoch auf bäumt sich Wyndblad's Pferd.

„Ich bin getroffen, ich kann nicht mehr,“ ächzt Benjowsky, und sein Haupt neigt sich auf den Hals des Pferdes.

Eben überschlägt sich das Pferd des Obristen, sinkt dann laut stöhnend zur Erde nieder und wälzt sich mit seinem Reiter am Boden.

Im selben Moment sprengen sie heran die krächzenden Raben, die wüthenden Kosacken, die

brüllenden Husaren. Mit lautem Siegesgeheul werfen sie sich auf die beiden Krieger.

Mit letzter Kraftanstrengung richtet Benjowsky sein Haupt empor und hebt die Rechte, welche immer noch die Pistole hält. Aber im selben Moment saust der Säbel eines Husaren mit blitzendem Schein über ihm und fällt mit wüthendem Hieb auf seinen Arm, hebt sich noch einmal, durchschneidet den Czako und trifft das Haupt; der Arm fällt kraftlos nieder; die Pistole entfällt seiner Hand, und sich selber entladend kracht ihr Schuß, als wäre er das letzte kriegerische Lebewohl auf dem Grabe des Helden, der, eben betäubt, besinnungslos von seinem Pferde niedergleitet auf den Boden hin, dicht neben dem Freunde, der betäubt, besinnungslos wie er, unter seinem sterbenden Pferde liegt. —

Mit lautem Triumphgeheul werfen die Kosacken und Husaren sich auf sie. Die Raben wollen Beute machen an den gefallenen Helden; sie wissen es nicht und können es nicht hindern, denn ihre Augen sind geschlossen, und Todesbläße bedeckt ihre Wangen!

Mit Wunden bedeckt, fast verblutend, hatten die Kosacken sie aufgehoben, den sterbenden General Benjowsky und den Obristen Wyndblad, um sie triumphirend dem russischen Heerführer zu bringen,

als Beweis ihrer Tapferkeit und ihrer guten Dienste. Und General Apraxin hatte diese Siegeszeichen gnädig aufgenommen und, da die Aerzte erklärten, die beiden Gefangenen seien nicht todt, sondern nur besinnungslos von den Wunden und dem Blutverluſt, hatte er befohlen, sie sorgfältig zu verbinden und sie dem Leben zu erhalten, damit er die beiden hohen Offiziere der polnischen Insurgenten seiner Kaiserin als Siegeszeichen nach Petersburg senden könne.

Aus den Händen der Kosacken waren die Unglücklichen also nur erlöst, um Gefangene, um Siegestrophäen des Generals Apraxin zu werden!

Benjowsky wußte nichts davon, ahnte nichts von dem, was um ihn her vorging. Das Wundfieber mit seinen glücklichen Phantasieen, mit seinem Wahnsinn und seiner Betäubung machte ihn unempfindlich gegen Alles, was um ihn her, und was mit ihm selber geschah. Er fühlte es nicht, wenn man seine Wunden verband, er sah es nicht, daß er sich in fremder Umgebung befand, er wußte es nicht, daß er ausgestreckt auf einer Kibitke lag, die in gestrecktem Galopp Tag und Nacht mit ihm dahinjagte.

Aber endlich eines Tages erwachte er aus seinen

Phantasieen und schlug die Augen auf, und sah mit Verwunderung, daß er sich in einem düstern, engen, schmutzigen Raume befand, in welchem aus einer schmalen Oeffnung in der Wand nur spärlich das Licht eindrang.

„Wo bin ich?“ rief Benjowsky mit matter Stimme.

Niemand gab ihm Antwort, Alles blieb einsam, öde und still um ihn her. Da begriff der Unglückliche mit der Gedankenschnelle und Schärfe, welche den Kranken und Ueberreizten eigen zu sein pflegt, auf einmal sein ganzes Schicksal, und er gab sich selber die Antwort auf seine Frage.

„Ich bin gefangen, ich bin in einem Kerker,“ sagte er zu sich selber. „Ich habe das Wundfieber gehabt, und deshalb nichts davon gemerkt, daß man mich hierher transportirt hat.“

Aber nachdem er sich diese Antwort gegeben, drängten neue Fragen auf ihn ein. Weshalb befand er sich in einem so elenden Kerker? Er war ja nur ein Kriegsgefangener, kein Verbrecher. Wie konnte man ihn also gefangen halten wie einen Verbrecher? Mußte man nicht in ihm das Völkerrecht ehren, und gebot dieses nicht, die Gefangenen,

welche man im offenen Kriege gemacht, ihrem Stande gemäß zu behandeln?

Auf diese Fragen wußte er sich keine Antwort zu geben, keine andere Antwort als: „Ich muß wissen, wo ich mich befinde! Sie sollen es mir sagen, Diejenigen, welche mich hierher gebracht haben."

Und er erhob seine Stimme und rief, so laut er konnte: „Kommt her zu mir! Tretet ein! Her zu mir!"

Aber Niemand kam; auch nicht das kleinste Geräusch unterbrach die Todesstille, welche eintrat, als das Echo seiner Worte an den Wänden verhallt war.

Nun, von seltsamer Angst ergriffen, richtete der Graf sich empor. Aber sein Kopf sank schwer und matt auf das harte Strohkissen zurück, auf welches man ihn gebettet hatte, und ein kalter Schweiß bedeckte seine Stirn.

„Ich bin noch zu matt, um aufzustehen," murmelte Benjowsky, „ich werde warten, bis man zu mir kommt."

Er wartete lange, qualvolle Stunden, die ihm eine Ewigkeit däuchten, und als er endlich nahende Schritte hörte, als die Thür seines Kerkers sich aufthat, da war es ihm, als sei jetzt alles Ungemach

überstanden, als sei es das Glück, welches zu ihm einträte.

Aber es war doch nur der Wundarzt, welcher in Begleitung eines Offiziers und des Schließers zu ihm eintrat.

„Meine Herren," rief Benjowsky hastig, „ich beschwöre Sie, mir zu sagen, wo ich mich befinde."

Aber anstatt auf diese angstvolle, dringende Frage Antwort zu geben, wandte der Wundarzt sich mit triumphirender Miene an den Offizier.

„Sie sehen es, Herr Lieutenant, ich habe richtig prophezeiht," sagte er. „Der Gefangene lag seit achtundvierzig Stunden in einem todesähnlichen Schlaf, aber es war nur das Leben und die Gesundheit, welche während dieses langen Schlafes wieder in ihm erwachte. Jetzt bedarf er meiner Hülfe nicht mehr, denn seine kräftige Natur und seine Jugend werden ihn vollständig heilen."

„Und Sie glauben, daß er heute dem Verhöre beiwohnen kann?"

„Ich zweifle nicht daran, nur wird man ihn beim Gehen etwas unterstützen müssen, denn er wird schwach auf den Füßen sein."

Benjowsky hatte, während die Beiden sich über ihn mit einer Gleichgültigkeit und Ruhe besprachen, als

ob er selber gar nicht anwesend sei, mit weit aufgerissenen Augen, mit athemloser Brust ihrem Gespräch zugehört.

„Meine Herren," sagte er mit flehender Stimme, „werden Sie mir jetzt endlich sagen, wo ich bin?"

„Nun, mein Lieber," erwiderte der Offizier mit rauhem Lachen, „Sie befinden sich da, wohin Sie gehören, im Kerker! Ich finde, daß man Sie sehr gnädig behandelt, denn statt Sie in die unteren Newagefängnisse zu bringen, hat man Sie in den Gefängnissen der Kasematten untergebracht."

„Newa-Gefängnisse?" murmelte Benjowsky. „Sollte man mich etwa nach Petersburg gebracht haben?"

„Richtig errathen," sagte der Offizier lachend, „Sie befinden sich allerdings in Petersburg, und sollen jetzt die Ehre haben, vor dem Kriegsgericht der erhabenen Kaiserin Elisabeth zu erscheinen. Stehen Sie also auf und kleiden Sie sich an."

„Aber ich sehe meine Uniform nicht," sagte Benjowsky, dessen Blicke spähend durch den dunklen Raum forschten.

„Ach, Sie glauben, man wird Ihnen eine Uniform präsentiren? Für Leute Ihrer Art würde sich

das schlecht ziemen. He, Wärter, geben Sie dem Gefangenen seine Kleider!“

Der Gerufene trat aus dem Hintergrunde des Kerkers an das elende Lager Benjowsky's und reichte ihm ein blauwollenes Unterkleid und einen zottigen unbezogenen Schafpelz dar.

„Gefangener, hier sind Deine Kleider,“ sagte er barsch, indem er die Sachen auf das Lager warf.

Benjowsky erröthete vor Scham und seine Augen blitzten auf in Zorn.

„Diese Kleider werde ich nicht anlegen,“ rief er mit von Wuth fast erstickter Stimme. „Es sind die Kleider eines Sträflings, eines Verbrechers. Ich bin General der polnischen Armee, ich bin Kriegsgefangener. Man soll mich behandeln, wie es mir geziemt. Ich will mich nicht schmachvoll erniedrigen lassen, und darum werde ich diese Kleider nicht anlegen.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“ fragte der Offizier. „Sie widersetzen sich dem Befehl des Kriegsgerichts? Es fordert Sie vor und Sie weigern sich, zu erscheinen?“

„Ich weigere mich nur, diese entwürdigende Kleidung anzulegen. Gebt mir meine Uniform und ich werde mich ankleiden und aufstehen, so schwach

und angegriffen ich mich immer auch fühlen mag."

„Nach Ihrer Uniform müssen Sie die Kosacken fragen, die sich dieselbe als Kriegsbeute zugeeignet haben. Uns sind Sie übergeben worden, in blutige Lumpen eingehüllt, und es ist sehr gnädig von unserer allerhuldvollsten Kaiserin Elisabeth, daß sie Ihnen eine so anständige Kleidung bewilligt. Sträuben Sie sich also nicht länger, sondern legen Sie dieselbe an."

„Nein," rief Benjowsky zornig, „nein, ich werde das nicht thun. Nie, so lange noch ein Athemzug in mir ist, werde ich mich so herabwürdigen, diese Kleider anzulegen."

„Nun," sagte der Offizier phlegmatisch, „wir wollen Ihnen Zeit lassen zu überlegen, und andere Entschlüsse zu fassen. Wir werden ja sehen, wie lange Ihr Widerstand dauern wird."

Er gab den beiden Andern ein Zeichen, und verließ mit ihnen den Kerker. Benjowsky hörte das Zuschlagen der Thür, das Drehen des Schlüssels, das Geräusch verhallender Schritte, dann ward Alles still; Einsamkeit, Oede und Dunkelheit herrschte wieder um ihn her.

Er war es zufrieden, er begehrte es nicht anders.

Die Gemüthsbewegung hatte sein ganzes Wesen erschüttert, er bedurfte des Schweigens, der Einsamkeit, um seine Gedanken zu sammeln, um zu überlegen, und seine Lage mit klarem Blick zu überschauen. All' die Schauergeschichten, welche man ihm von der russischen Barbarei und Grausamkeit gegen Kriegsgefangene erzählt und denen er früher niemals hatte Glauben schenken wollen, tauchten jetzt wieder vor seinem Geiste auf. Hatte nicht Peter der Große alle die Gefangenen, die er in der Schlacht von Pultawa gemacht, Generale und hohe Stabsoffiziere in Gemeinschaft mit gemeinen Soldaten nach Sibirien geschickt. Hatte nicht der König von Schweden sich vergeblich erboten, Lösegeld zu zahlen, oder die gefangenen Russen gegen seine gefangenen Offiziere auszuwechseln. Czaar Peter hatte geantwortet: „Ich weiß von keinen gefangenen Offizieren. Ich habe einen Trupp Gefangener nach Sibirien geschickt, und Jeder von ihnen hat eine Nummer auf seinen Kittel bekommen. Das ist sein Name, sein Rang und sein Stand. Diese Leute haben keine Vergangenheit und keine Zukunft, sie haben keinen Namen, sondern nur eine Nummer, sie sind nichts weiter, als Zobelfänger, und bleiben es, denn Sibirien muß bevölkert werden."

„Sibirien muß bevölkert werden," wiederholte sich Benjowsky erschauernd. „Das ist noch immer das Losungswort Rußlands, und man weiß, daß die Kaiserin Elisabeth es sich angelegen sein läßt, dieser Theorie ihres Vaters nachzuleben. Hat sie nicht selbst Frauen und Kinder nach Sibirien verbannt? Hat nicht selbst die schöne und edle Fürstin Lapuschkin diesem traurigen Geschick sich unterwerfen müssen? Ihr einziges Verbrechen war ihre Schönheit und die Anmuth ihrer Rede. Und Elisabeth strafte sie dafür, indem sie ihr die Zunge ausreißen ließ, welche einst ein spottendes Wort über die Kaiserin gesprochen, und dann sandte sie die Fürstin nach Sibirien. Denn Sibirien muß bevölkert werden! Wie Viele von den Unsern sind in diesem Kriege schon von den Russen gefangen worden, ohne daß wir wieder Kunde von ihnen erhalten haben! Wo ist mein Oheim, der Graf Pulawsky? Er gerieth gleich in dem ersten Gefecht mit den Russen, schwer verwundet, in russische Gefangenschaft. Wo ist er hingekommen? Wir haben gefragt, wir haben geforscht, wir haben ein Lösegeld geboten, und man hat uns geantwortet: „mit Insurgenten unterhandle man nicht, man strafe sie nur. Der König von Polen habe über den rebellischen Grafen Pulawsky

das Urtheil gesprochen und es sei vollstreckt worden. Das sei Alles, was man den Insurgenten zur Warnung mitzutheilen habe. Gewiß war auch der Graf Pulawsky nach Sibirien gebracht worden, denn Sibirien muß bevölkert werden!“

„Auch ich, auch ich werde nach Sibirien gebracht werden,“ rief Benjowsky ganz laut. „Gleich so vielen Tausenden werde ich verschwinden aus den Reihen der Lebendigen, und Niemand wird von mir erfahren. Sie werden mich als einen Todten beweinen, während ich noch die Marter des Lebens zu ertragen habe, herabgewürdigt zu einem Sclaven, einem Verbrecher! Oh, Leonore, ich werde Dich niemals wiedersehen, und selbst mein Grab wird nicht von Deinen Thränen befeuchtet werden, denn Du wirst es nicht zu finden wissen, Du wirst meinen Sohn nicht zu demselben führen können, und vielleicht, ach! vielleicht wirst Du in Deinem Herzen mich einen Treulosen, einen Eidbrüchigen nennen, der Dich heimlich verlassen hat, während ich doch alle diese Martern und Qualen nur dulde, weil ich meinem Eide treu geblieben bin! Oh Leonore, theures, geliebtes Weib, möchtest Du nie erfahren, was ich gelitten, möchtest Du —“

Thränen erstickten seine Worte, seine Gedanken,

er schlug seine beiden Hände über sein Angesicht und weinte bitterlich.

Stunde nach Stunde verging, und die Thränen versiegten wieder in seinen Augen, und er begann wieder zu überlegen, und seine Lage zu überdenken.

Er war fest entschlossen, lieber zu sterben, als sich selber zu entwürdigen, als freiwillig die Verbrecherkleidung anzulegen, und dieser Entschluß hob seinen Muth, machte ihn trotzig und freudig.

Aber die Stunden krochen so langsam dahin, und seine Wunden schmerzten so sehr, und der Durst brannte in seinem Gaumen, und der Hunger begann in seinen Eingeweiden zu wühlen. Allmälig erlosch der schmale Lichtstreifen, der durch die Schießscharte in seinen Kerker fiel, die Nacht war da, die beruhigende, segensvolle Nacht! Sie senkte ihre Träume und ihren Schlaf auf Benjowsky's Augen nieder, sie gab ihm Vergessenheit und seliges Ruhen.

Doch der Nacht folgte der Tag, dem Schlafe folgte das Erwachen, ein qualvolles, fürchterliches Erwachen! Denn der Hunger hatte nicht geschlafen, er hatte rastlos weiter gewühlt in seinen Eingeweiden, und der brennende Durst war zu einem Feuer geworden, daß seinen ganzen Körper durchraste.

Als sich endlich die Thür seines Kerkers auf-

that, als der Offizier mit dem Schließer in derselben erschien, richtete Benjowsky sich auf seinem Lager empor und streckte flehend ihnen seine Hände entgegen.

„Gebt mir Wasser! Gebt mir Brod!“ rief er mit jammerndem Klageton.

„Wollt Ihr Euch jetzt entschließen, Eure Kleidung anzulegen?“ fragte der Offizier.

„Nein,“ rief Benjowsky, „nein!“

„Aber wenn Ihr es nicht thut, werdet Ihr kein Wasser und kein Brot erhalten. Seht, der Schließer hat Beides für Euch mitgebracht. Da ist ein Krug mit hellem klaren Wasser, da ist ein halbes Brot, und sogar ein Stück Fleisch in Berücksichtigung Eurer Schwäche. Zieht Eure Kleider an, und Ihr sollt das Brot, das Fleisch und das Wasser haben.“

Benjowsky's Augen wandten sich nach dem Schließer hin, und ein Blick voll unaussprechlicher Sehnsucht und Gier heftete sich auf das Brot, dessen Duft bis zu ihm hindrang.

Der Offizier fing diesen Blick auf. „Nun,“ fragte er, „wollt Ihr Eure Kleidung anlegen?“

„Nein, nein,“ rief Benjowsky mit einem krampfhaften Aufschrei, „nein!“ Und er zwang seine Augen sich von dem verführerischen Brot wegzu-

wenden, und barg sein Haupt in den Kissen, um nichts mehr zu sehen.

„Es ist gut," sagte der Offizier, „morgen werdet Ihr vielleicht anderer Ansicht sein!"

Er ging hinaus, gefolgt von dem Schließer, der mit heftigem Geräusch die Thür hinter sich abschloß.

Und wieder war Benjowsky allein, allein mit seinem Zorn, seiner Empörung, seinem Jammer und seiner Qual! Wie grausenhaft langsam und öde die Zeit dahinschlich, wie sich die Stunden dehnten zu Ewigkeiten, zu Ewigkeiten der Schmerzen, des bohrenden Hungers, des peinigenden Durstes!

Wieder endlich senkte sich die Nacht und die Dunkelheit hernieder, aber dies Mal brachte sie dem unglücklichen Gefangenen keinen Schlaf, kein Vergessen seiner Marter. Mit wachen Augen, mit irrem Blick umgaukelten ihn Träume, Träume, die ihn zur Verzweiflung, zum Wahnsinn fast trieben, denn sie zeigten ihm reichbesetzte Tafeln, köstliche Speisen, nach denen er seine Hände gierig ausstreckte, und die verschwanden, sobald er sie zu berühren wähnte, sie zeigten ihm blitzende Becher voll köstlichen Weins, dessen Duft er einzuathmen meinte, und der sich ihm entzog, sobald nur der Rand des Bechers seine Lippen berührte.

Zuweilen lachte er hell auf vor Lust und Wonne, aber das Lachen erstarb in einem Aufschrei der Qual, und die Hand, die sich sehnsuchtsvoll den lockenden Visionen entgegenstreckte, ballte sich zusammen zu einer drohenden Faust.

Und wieder dämmerte der Morgen herauf, und wieder ward es Tag, und endlich wieder klirrten die Schlösser, that die Thür sich auf, und der Offizier und der Schließer traten ein.

„Seid Ihr jetzt bereit Eure Kleidung anzulegen?“ fragte der Offizier.

Benjowsky gab keine Antwort, er lag starr, bewegungslos auf seinem Lager.

„Der Hunger hat ihn ohnmächtig gemacht,“ sagte der Offizier, indem er näher trat. „Nun, das ist für ihn am Ende das Beste, denn er kann sich dem, was geschehen soll, nicht mehr widersetzen. Zieht ihm die Kleider an, und macht rasch, damit Ihr fertig seid, wenn er erwacht. Seht zu, daß Ihr auch die Ketten vorher befestigen könnt, denn es wäre zu unbequem, seinen Jammer und seine Wuth mit anzusehen.“

Der Schließer machte sich mit geschäftiger Eile an die Arbeit, er kleidete den Ohnmächtigen mit der Geschicklichkeit eines gewandten Kammerdieners; dann,

als er mit seiner Toilette fertig war, als er ihm die wollenen Unterkleider und den Schafpelz angelegt und an seine unbekleideten Füße die schweren dicken Holzschuhe befestigt hatte, dann sprang er hinaus und holte aus dem Corridor die Kette herbei, an deren beiden Enden sich Schellen befanden. Die eine dieser Schellen befestigte er an der linken Hand, die andere um den rechten Fuß.

„Soll der Schlosser gleich kommen, um sie zu verlöthen?“ fragte er mit leiser Stimme den Offizier, der mit gleichmüthigen Blicken der ganzen Operation zugeschaut hatte.

„Nicht nöthig, Iwan. Drücke die Schelle recht fest zu, Du weißt ja, daß die geheime Feder so fest zuschnappt, daß sie nicht nachgiebt, wenn man den Kunstgriff nicht kennt, und ehe er den herausfindet, wird er seine Reise schon beendet haben. Sieh nur, er bewegt sich. Schnell jetzt setze ihm seinen Proviant hin, und laß uns gehen. Es ist so abscheulich langweilig, den Jammer mit anzusehen. In sechs Stunden geht der Transport ab, dann holen wir ihn, und er wird dann wohl ausgejammert haben!“

Der Schließer beeilte sich, auf den hölzernen Schemel neben dem Bette den Krug mit Wasser,

ein großes Stück Brot nebst einem Stücke gekochten Fleisches hinzulegen. Dann, als sie sahen, daß der Gefangene eben die Augen aufschlug, eilten sie Beide schnell hinaus, und schlossen die Thüren wieder ab.

Dieses Geräusch weckte Benjowsky aus seiner Betäubung; er versuchte es, sich aufzurichten, er hob den Arm empor, dann sank er mit einem lauten Schrei wieder zurück, denn er hatte das Klirren der Kette an seiner Hand gefühlt, er hatte die verhaßte Kleidung gesehen, welche seine Gestalt umhüllte.

„Sie haben meine Ohnmacht benutzt," murmelte er, „sie haben selbst mit meinem Elend kein Mitleid gehabt. Sie haben mich in Ketten geschmiedet, aber ich bin dennoch frei! Frei um zu sterben!"

Und die Schmerzen begannen wieder in seinen Eingeweiden zu bohren, und das Feuer loderte wieder empor in seinem Blut, und Benjowsky flüsterte mit einem seligen Lächeln: „Das ist der Tod! Kommst Du schon, erbarmender Engel, um ich zu erlösen von dieser Marter?"

Aber was war das? Welch ein entzückender Duft erfüllte auf einmal den düstern Kerkerraum? Wollten seine Träume zur Wirklichkeit werden?

Boten sie sich ihm wieder nur als Visionen dar, die verlockenden Speisen, die funkelnden Weine?

Er streckte ihnen wieder sehnsuchtsvoll die Hände entgegen, und dies Mal erfaßten sie etwas Wirkliches, Materielles. War's ein goldner Becher, den er erfaßte, den er an seine brennenden Lippen drückte, war's Nektar, den er in seligen langen Zügen von dem Rande des Bechers schlürfte, und der sein ganzes Wesen mit unaussprechlicher Wonne erfüllte? Waren es die goldenen Früchte der Hesperiden, die er zerbrach, die er mit unendlichem Behagen zu essen begann? War es Ambrosia, den die Göttin ihm gesandt, und dessen Genuß ihn mit neuer Kraft, mit neuem Lebensmuth erfüllte?

Für ihn war's Nektar und Ambrosia, für ihn waren es die Früchte der Hesperiden und der Lethetrank seligen Vergessens.

Gestärkt mit neuem Lebensmuth richtete Benjowsky nach einigen Stunden sich von seinem elenden Lager empor. „Ich will leben," sagte er laut und mit fast freudiger Entschlossenheit, „sie sollen meinen Geist nicht in Knechtschaft beugen, ich will leben, um frei zu werden. Ich muß leben, um dereinst zu meinem Weibe, zu meinem Kinde zurückzukehren. Kein Jammern mehr, und kein unnöthiges Klagen!

Sie haben mir Verbrecherkleider angelegt, aber ich werde sie eines Tages von mir werfen; sie haben mich zum Gefangenen gemacht, aber ich werde mir meine Freiheit wieder erringen. Darum muß ich leben, darum muß ich muthig und unverzagt sein!"

Und muthig und unverzagt schaute er dem Offizier entgegen, als dieser nach einigen Stunden, begleitet von sechs Soldaten mit geschultertem Gewehr, eintrat. Der Offizier, welcher erwartet hatte, Klagen, Vorwürfe, wilden Jammer zu hören, der Offizier war sehr überrascht, seinen Gefangenen so ruhig, in so stolzer, trotziger Haltung zu finden.

„Ihr kommt ohne Zweifel, um mich abzuholen?" fragte Benjowsky, indem er einige Schritte vorwärts that, obwohl seine Füße unter ihm zitterten, und er kaum vermochte sich aufrecht zu halten. Aber mit der Kraft des Willens überwand er diese Schwäche, und stand ruhig und fest, mit erhobenem Haupte da.

„Ihr habt's errathen," sagte der Offizier. „Wir kommen, um Euch abzuholen."

„Zum Verhör?" fragte Benjowsky mit einem ironischen Lächeln. „Sollten sich etwa Richter finden, die über den kriegsgefangenen General der polnischen

Armee ein Urtheil fällen, und ihn als Verbrecher anklagen könnten?"

„Eure Richter haben gestern zu Gericht gesessen," erwiderte der Offizier. „Sie haben Euch in contumaciam verurtheilt, denn Ihr wolltet ja nicht vor ihnen erscheinen, und Eure Kleidung nicht anlegen."

„Ich bin also verurtheilt?"

„Ja, Ihr seid verurtheilt als Rebell und Hochverräther gegen Euren König. Man hat die Todesstrafe über Euch ausgesprochen, aber —"

„Aber," unterbrach ihn Benjowsky heiter, „die Kaiserin hat die Todesstrafe allergnädigst in lebenslänglichen Aufenthalt in Sibirien verwandelt, nicht wahr?"

„Ja, es ist wahr, aber wovon wißt Ihr das?"

„Nun, das ist ja natürlich," rief Benjowsky lachend. „Sibirien muß bevölkert werden, und Eure Kriegsgefangenen sind, wie mich dünkt, eine sehr edle Bevölkerung für Sibirien! Kommt, mein Herr Lieutenant, laßt uns gehen! Nur bitte ich Euch, mich unterstützen zu lassen, denn meine Füße sind doch schwächer als mein Wille."

Der Offizier winkte zweien der Soldaten, daß sie zu dem Gefangenen heranträten. Benjowsky legte seine Arme auf ihre Schultern, und so von

ihnen unterstützt verließ er sein Gefängniß, schritt er den dunklen Corridor hinab nach der niedern Ausgangsthür des Gebäudes hin.

Eine Menge Schlitten standen in langen Reihen draußen auf der mit hohem, glitzerndem Schnee bedeckten Straße; jeder dieser Schlitten war mit einem der kleinen muthigen russischen Pferde bespannt, die wie vierfüßige Vögel über die Erde dahinfliegen, und deren im Winde flatternde Mähnen wie Flügel über ihrem Haupte schweben. Die Schellen der Pferde klangen lustig in der hellen kalten Winterluft, und doch waren sie für so viele die Todtenglocke ihrer Hoffnungen, ihrer Träume.

Für Benjowsky nicht. Er wollte nicht verzagen, nicht trostlos sein, er wollte seinen Feinden nicht die Freude gönnen, ihn muthlos zu sehen! Ohne Widerstreben bestieg er den elenden, mit Stroh ausgelegten Schlitten. Ein Soldat mit geschultertem Gewehr setzte sich neben ihn.

Soldaten und Offiziere zu Pferde sprengten zu beiden Seiten der langen Schlittenreihe daher, scheltend, schreiend, Befehle ertheilend. Dann, nach einiger Zeit, tönte es die Reihen hinauf und hinab: „Vorwärts! Fort!“ Und der Zug setzte sich in Bewegung, die Pferde zogen an, und pfeilgeschwind

ging es dahin die Straße nach Norden, die Straße nach Sibirien!

Benjowsky lag in seinem Schlitten, und schaute auf zu dem blauen klaren Winterhimmel, und lächelnd murmelten seine Lippen die Worte Homer's: „Dulde nur aus, mein Herz, noch Härteres hast Du geduldet!“

XI.

In Kamtschatka.

„Dulde nur aus, mein Herz, noch Härteres hast Du geduldet.“ Das war während dieser langen fürchterlichen Reise der einzige Trost, der einzige Gedanke des Grafen Benjowsky, das wiederholte er sich an jedem Abend, wenn die Gefangenen erstarrt und erschöpft in irgend einem Dorfe, einer elenden Hütte übernachteten, das sagte er sich an jedem Morgen, wenn sie ihre Schlitten wieder bestiegen, um wieder durch die öden Schneegefilde, durch endlose Wüsten dahin zu fahren, um wieder alle Qualen des Hungers, des Frostes, der erstarrten Glieder, der äußersten Erschöpfung zu durchleiden. Wohl fanden sich zuweilen in den Dörfern und Ortschaften, durch welche ihre trostlose Reise sie führte, mitleidige

Seelen, welche der armen Gefangenen sich erbarmten, welche ihnen einen warmen Trank, ein Kleidungsstück brachten, und Mitleid hatten mit ihrer traurigen Bestimmung, aber das war nur die Tröstung eines Momentes, und wenn die Schlitten wieder über die Schneeflächen dahinjagten, und wenn der Sturm sie wieder umheulte, dann war das tröstliche Wort des Mitleids längst in ihrer Seele verklungen, und sie waren sich nur bewußt, daß sie grenzenlos elend und bejammernswerth seien.

Und dennoch wiederholte es Benjowsky sich an jedem Tage, dies Wort Homer's: „Dulde nur aus, mein Herz, noch Härteres hast Du erduldet," und wenn er es laut dem Gefährten seiner Reise wiederholte, so lächelten sie Beide und reichten einander die Hände, und schaueten sich an mit einem Blick voll Liebe und Zärtlichkeit. Dieser Gefährte aber, das war Niemand anderes, als sein treuer Freund, sein Pylades, Niemand anders, als der Obrist Wyndblad. Ihr gütiges Schicksal hatte gewollt, daß das Unglück die Freunde mindestens nicht trennen, sondern sie auf's Neue vereinigen sollte, um einander Trost zu spenden, einander die Last ihres Mißgeschickes tragen zu helfen. Als Benjowsky am dritten Tage ihrer Reise die Stimme des Freundes

vernahm, der mit zärtlichem Wort ihn begrüßte, als er seine Hand auf seinem Arm, seinen Kuß auf seiner Stirne fühlte, da schlug er zum ersten Male die Augen auf, die er bis dahin immer geschlossen gehabt, da richtete er sich empor aus seinem lethargischen Schweigen, und den Freund mit seinen beiden Armen umschlingend, und ihn fest an sein Herz drückend, rief er: „Willkommen, Du Freund meiner Seele! Gesegnet sei Gott, der Dich zu mir sendet, daß Du mich erlöset von dem Tode! Nun ich Dich wiedersehe, will ich leben, will ich hoffen, will ich an eine Vorsehung glauben!“

Die Freude, die Zärtlichkeit der beiden wieder vereinten Freunde hatte sogar das Herz des Wachthauptmanns gerührt, welcher der Anführer des Zuges war, und erbarmungsvoll hatte er den Freunden ihre Bitte gewährt und gestattet, daß sie die lange Reise wenigstens gemeinschaftlich in demselben Schlitten machen dürften. So lagen sie denn Tags neben einander in dem Stroh des Schlittens, der langsam durch Schnee und Eis von dem schellenklingenden kleinen Roß dahingezogen ward, Nachts auf dem elenden Lager, das in irgend einer Hütte oder unter einem Strohdach den Gefangenen bereitet ward.

Aber sie waren doch beisammen, sie konnten sich

doch ihre Leiden klagen und einander Troſt zuſprechen, ſie konnten Pläne machen für die Zukunft und ſich ſtärken mit dem Gedanken, daß eine Flucht möglich ſein könnte, eine Flucht, wenn nicht jetzt, wo ſie rings umgeben waren von Wächtern, wo Schlitten mit Gefangenen vor ihnen herzogen und ihnen nachfolgten, wo die bewachenden Koſacken auf ihren ſchnellen Pferdchen immer zu beiden Seiten des Zuges auf- und niedertrabten, ſo doch ſpäter, wenn ſie den Ort ihres Exils erreicht hatten und minder bewacht ſein würden.

Aber welches war der Ort ihres Exils, welches war das Endziel dieſer langen Reiſe, welche ſie Monate lang faſt unausgeſetzt durch öde Steppen und wüſte Schneefelder dahin führte, in denen ſich hier und dort freilich ein Haufen elender Häuſer und Wohnplätze befand, den man vornehmer Weiſe mit dem Titel von Städten und Feſtungen belegte.

Welches war der Ort ihres Exils und wohin führte man die unglücklichen Gefangenen, die man in Petersburg verurtheilt hatte, ohne ſie anzuklagen, und die ſich ſelber keines andern Verbrechens bewußt waren, als daß ſie für ihr bedrücktes Vaterland, für Polen, die Waffen geführt gegen den übermächtigen ruſſiſchen Feind? Sie waren gefangen

genommen worden wie tapfere Krieger, mit den Waffen in der Hand, und die Grausamkeit der russischen Willkürherrschaft machte aus den Kriegsgefangenen Sclaven und Leibeigene ihrer Tyrannei!

Wohin führte man sie? Die Schneeflächen Sibiriens lagen schon hinter ihnen, und noch immer ging die Reise weiter fort; jetzt, nach fünf Monaten der ermattenden Fahrt ward endlich ein längerer Halt gemacht in der Stadt Ochotsk, am Ufer des Ochotskischen Meeres, und jetzt sagte man ihnen, welches das Ziel ihrer Reise sei.

Dort, weit hinaus jenseits des Ochotskischen Meeres, dort lag es! Dort in jenem schmalen Landstreifen, der zwischen dem Behrings- und Ochotskischen Meere seine lange Spitze hinausstreckt in den großen stillen Ocean, dort sollten die Ausgestoßenen, die Verurtheilten endlich eine neue Heimath finden, und Kamtschatka hieß das Land ihrer Verbannung.

Das Schiff im Hafen lag schon bereit, die zweiunddreißig Gefangenen aufzunehmen. Auf dem „St. Peter und Paul" schifften sie sich ein zur traurigen letzten Fahrt. Eine gefahrvolle furchtbare Reise war's, der Sturm heulte um sie her, und ließ das Schiff wie ein leichtes Spielzeug auf den

schäumenden Wogen tragen, es brach den Hauptmast wie einen schwanken Blüthenstengel mitten von einander, und schleuderte die beiden Enden so gewaltig dem Capitain und dem neben ihm stehenden Unterlieutenant auf die Köpfe, daß sie Beide tödtlich verwundet zusammensanken. Das im Sturme knarrende und ächzende Schiff hat nun keinen Anführer, keinen Gebieter mehr. Herrenlos treibt es dahin über die Wellen, rettungslos, ein Spiel der Winde, ein Spiel der Wogen. Denn am Steuerruder liegt der Steuermann in schwerer Trunkenheit, und trunken von Branntwein, den sie in der Angst ihres Herzens in zu reichlichem Maße getrunken, taumeln die Matrosen auf dem Verdeck umher. Keiner von der militairischen Begleitung der Gefangenen, weder die Offiziere, noch die Soldaten, verstehen etwas von der Leitung des Schiffes. Aber unter den Gefangenen sind Viele, die auf polnischen Schiffen die Ostsee befuhren, unter den Gefangenen ist der Graf von Benjowsky, der mit seiner Gattin mehr als eine Seereise gemacht, und aus Liebhaberei und Wissensdrang sich mit dem Seereglement und der Bedienung genauer beschäftigt hat.

„Ich will das Schiff führen," ruft er entschlosse-

nen Muthes dem verzagenden Hauptmann der Wachtmannschaften zu.

„Und wir wollen den Schiffsdienst unter Benjowsky's Commando übernehmen," rufen ein Dutzend der Gefangenen, und ihre Augen begegnen denen Benjowsky's, und sie lesen es in seinen flammenden Blicken, daß vielleicht jetzt für sie Alle der ersehnte Moment der Errettung und Erlösung gekommen ist.

Lange schon in Verschwiegenheit und Stille haben die Gefangenen einen Bund geschlossen, haben sie einander feierlich gelobt, sich gegenseitig beizustehen und hülfreich zu sein, gemeinsam Pläne zu entwerfen zu ihrer Flucht, und wenn endlich die Gelegenheit sich darbietet, sie zu ergreifen, gemeinsam im raschen und kühnen Handeln.

Und jetzt ist sie da, diese ersehnte Gelegenheit! Jetzt übernimmt der Graf Benjowsky die Leitung des herrenlosen Schiffes, und zwölf seekundige Gefangene sind bereit, seine Befehle auszuführen und das Schiff so zu führen, wie er es will.

Was wissen die vier russischen Offiziere davon, wohin die Straße führt, welche Benjowsky jetzt einschlägt, was verstehen die zwölf Kosacken davon, was die Manoeuvre der Matrosen zu bedeuten haben! Sie überlegen nicht, sie denken nicht nach, nur ge-

rettet wollen sie Alle sein aus der furchtbaren Gefahr, die sie bedroht von dem heulenden Sturm, von den brüllenden Meereswogen!

Aber Benjowsky hat überlegt und bedacht. Da unten in der Kajüte vor den Schiffskarten des todten Kapitains, den man eben hineingesenkt hat in das Meer, vor diesen Schiffskarten hat er lange gesessen, und mit dem Compaß in der Hand die Fahrstraße überlegt, welche sie jetzt einschlagen wollen. Dann, die Kajütentreppe wieder hinaufgehend, hat er rasch seinem Freunde Wyndblad zugeflüstert: „Durch die Straße La Perouse geht's hinein in's Japanesische Meer und weiter dann in's gelbe Meer nach Peking hin, China ist das Ziel unserer Reise!"

Und Wyndblad hat es hier und dort den Gefangenen zugeflüstert: „China ist das Ziel unserer Reise!" Und sie haben es Alle vernommen mit hochklopfendem Herzen, und einem schnellen leuchtenden Blick der Freude, aber ihre Mienen haben nichts weiter verrathen von ihrer innern Freudigkeit, denn die Kosacken haben ihre geladenen Gewehre, und die Gefangenen haben weiter nichts als ihre Arme, ihre wehrlosen Hände.

Aber ihre Arme und Hände die wollen sie jetzt gebrauchen zur Rettung des Lebens nicht allein,

zur Rettung der Freiheit auch, zur Erlösung aus unverdienter Knechtschaft!

Da steht Benjowsky auf der Erhöhung neben dem Stumpf des zersplitterten Mastes. Sein braunes Haar flattert ihm im Sturmwind um's Haupt wie eine Löwenmähne, und etwas von dem kühnen Wesen des Löwen ist in seinem stolzen und leuchtenden Angesicht, in seinen blitzenden Augen, in der lauten hallenden Stimme, mit welchen er den neugeschaffenen Matrosen seine Befehle giebt.

Sie vollführen sie Alle mit freudigem Muthe, mit unverzagter Kraft, und das Schiff, als wäre es im Complott mit den Gefangenen, das Schiff gehorcht trotz des Sturmes dem neuen Manoeuvre, es wendet sich von der vorigen Fahrstraße ab, es legt sein Backbord nach Norden hin, und statt nach Osten schlägt es den Weg nach Süden ein.

Benjowsky steht noch immer da, auf der Erhöhung neben dem zersplitterten Maste, sein leuchtender Blick wendet sich bald auf das schäumende Meer, das mit immer höheren Wellen hinaufleckt zu dem Schiff, bald empor zu dem Himmel, der bis jetzt in wunderbarer, durchsichtiger Bläue sich über ihnen gewölbt hat.

Jetzt fährt ein Schatten über Benjowsky's

Antlitz hin, und mit erhobener Hand deutet er nach dem nördlichen Horizont hin.

„Was siehst Du dort, Freund?“ fragte er Wyndblad, der neben ihm steht. „Schau aufmerksam hin und dann sage mir: was siehst Du dort?“

„Nichts, mein Herr Schiffscapitain,“ erwidert Wyndblad lächelnd, nichts als einen kleinen weißen Punkt, der aussieht, als wär's ein Taschentuch, mit welchem irgend eine Schöne von Kamtschatka aus ein Lebewohl zuwinkt, oder eine Möwe, die uns neugierig nachfliegen will, um zu sehen, wohin die Fahrt geht.“

„Nun, Freund,“ sagte Benjowsky ernst, „in zwei Stunden wird dieser kleine, weiße Punkt wie ein schwarzes Ungeheuer hinter uns herjagen, in zwei Stunden wird diese Möwe sich in einen Drachen verwandelt haben, dieses Taschentuch in ein Leichentuch, das uns vielleicht hinuntersenkt in das Meer.“

„Was willst Du damit sagen, Moritz?“

„Ich will damit sagen, daß wir bis jetzt einen Sturm hatten, daß wir in höchstens zwei Stunden einen Orkan haben werden. Wenn es uns bis dahin nicht gelingt, die hohe See zu verlassen und die Küste von Morroa zu erreichen, so sind wir rettungslos verloren oder müssen im besten Falle

wieder umlenken, um mit dem Winde zu gehen und in irgend einem Hafen Rettung und Schutz suchen. Sage das den Gefährten, sage, daß sie eifrig und unverzagt sein sollen im Dienst.“

Und Wyndblad eilt von dannen und bringt den Andern die geheime Botschaft des Grafen, und Alle blicken sie scheu gen Norden; der weiße Punkt gleicht jetzt nicht mehr einem Taschentuch oder einer Möwe. Er hat sich erhoben zu einer weißen Gestalt, die mit ausgebreiteten Armen dem Schiffe nachzufliegen scheint.

„Alle Raae eingezogen!“ commandirt Benjowsky durch das Sprachrohr, und trotz des brausenden Sturmes vernehmen die gespannten und wachsamen Ohren der Gefährten den Befehl und führen ihn aus mit pünktlicher Eilfertigkeit. Alle Segel, alle Taue und Masten werden eingezogen, das ganze Verdeck wird „geklärt“, und der Sturm hat jetzt nichts mehr, was er von dort emporwirbeln kann in die Luft, die zischenden Wellen haben nichts mehr, was sie vom Verdeck mit hinunternehmen können in die brausende Tiefe.

Aber auf einmal heult es mit einem kreischenden und klagenden Ton durch die Luft, als ob alle Geister des Firmaments sich einten zu einem ein=

zigen Aufschrei des Jammers, dann faßt es das Schiff wie mit tausend Riesenarmen und hebt es tändelnd auf die Spitzen der Wogen empor, und schleudert es brüllend und heulend hinab in unabsehbare Tiefen, und hebt es wieder auf in die Lüfte und wirbelt es umher, als wär's ein Kreisel, mit dem die Riesen der Luft und des Wassers ein neckisch Spiel aufführen.

Einen Moment schwiegen sie dann, die heulenden, brüllenden Geister, einen Moment halten sie inne mit ihrem Heulen und Jauchzen und ihrer wüthenden Lust!

Diesen Moment muß man benutzen. Benutzen, um das Schiff zu wenden, daß es mit dem Winde treibt, daß der Sturm es auf seine weißen Flügel hebt und es vor sich her treibt in eine rettende Bucht.

Das Manoeuvre gelingt, noch einmal gehorcht das taumelnde, zitternde Schiff dem Willen seines neuen Kapitains und dem Steuerruder, das Wyndblad mit starker Hand wendet und dreht!

Das Schiff legt um, und wie jetzt der Sturm wieder daherjagt, treibt er das Schiff mit sich fort, zurück wieder den Weg, den es gekommen, hinein wieder in das Ochotskische Meer, vorwärts, vor-

wärts, vorwärts, als hätte der Sturm jedes Brett des Schiffes mit Flügeln versehen.

Und jetzt auf einmal sieht man dort unten, wo Meer und Himmel in einander verschwimmen, einen dunklen, unbeweglichen Streifen, und „Land, Land!“ tönt es von Aller Munde, und auf die Kniee sinken sie nieder, um Gott zu danken, und wenn sie Gott gedankt haben, dann dem, der sie gerettet hat aus furchtbarer Todesgefahr. Ja, Benjowsky ist es, der durch seine klugen Manoeuvre das Schiff errettet, und Freund und Feind vom sichern Untergange bewahrt hat!

Das rufen ihm seine Gefährten jauchzend zu, indem sie ihm ihre Hände entgegenstrecken und mit freudestrahlenden Blicken ihn anschauen.

Er aber senkt die Augen seufzend nieder. „Freunde,“ sagt er traurig, „vom Tode sind wir gerettet, aber nicht von Sclaverei. Das Leben hat uns wieder, aber die Freiheit ist uns wieder in weite Ferne gerückt. Das Land, das dort empordämmert am Horizont, das ist Kamtschatka! Gott hat gewollt, daß wir unser trauriges Geschick erfüllen, daß wir Gefangene bleiben.“

„Aber wir leben,“ ruft Wyndblad, „wir leben, und mit uns lebt die Hoffnung und der Muth!“

Ja, sie leben, und mit ihnen lebt die Hoffnung und der Muth! — Und mit diesem Muth fahren sie ein in den Hafen der Lobschka und werfen Anker in demselben, und mit dieser Hoffnung im Herzen ertragen sie es ruhig, daß die sie begleitenden Militairmannschaften sie nicht eher ausschiffen lassen, als bis der wachthabende Hauptmann an's Land gefahren, die Behörden benachrichtigt, und mit einem Militairpiquet zum Ufer zurückgekehrt war.

Nun wurden sie ausgeschifft, nun durften sie die Küste dieses Landes betreten, das für sie ein großes Gefängniß sein, das sie nur aufnehmen sollte wie ein offenes Grab, aus welchem kein Emporsteigen mehr ist.

Aber am Rande dieses offenen Grabes fiel Benjowsky auf seine Kniee nieder, und den Freund mit sich niederziehend, dessen Hand fest in der seinen haltend, flüsterte er: „Ich schwöre, daß es der einzige Gedanke meiner Tage, das einzige Gebet meiner Nächte sein soll, mich und die Freunde und Gefährten aus dieser Gefangenschaft zu befreien. Ich schwöre, daß ich nur dies eine Bestreben haben will, uns zu erlösen aus dieser Schmach, und daß ich dazu kein Mittel unversucht lassen will, welches die Ehre mir zu ergreifen erlaubt. Ich schwöre,

daß ich Alles versuchen will, uns zu befreien, und möge der allmächtige Gott mir zu diesem Vorhaben seinen Segen geben!"

„Ich schwöre mit Dir!" flüsterte Wyndblad, „und möge der allmächtige Gott uns dazu seinen Segen geben!"

Dann standen sie Beide auf, Hand in Hand, und ihre Wangen glühten vor Energie und Entschlossenheit, und das Feuer der Jugend und des Muthes flammte aus ihren blitzenden Augen.

Ein Offizier mit mehreren Soldaten näherte sich ihnen. „Wer seid Ihr? fragte er barsch, die stolzen Blicke auf Benjowsky geheftet.

Er erwiderte den Blick mit einem eben so stolzen Anschauen. „Ich bin ein Soldat," antwortete er ruhig, „ich war einst General, jetzt bin ich Sclave."*)

Diese stolze und zugleich milde Antwort rührte den Offizier, es flog etwas wie Sonnenschein über sein Angesicht, sein Blick ward sanfter, seine Stimme milder. „General," sagte er, „ich bitte um Verzeihung. Ihr Unglück flößt mir Ehrfurcht ein, und ich möchte Ihnen beweisen, daß ich Sie hochachte.

---

*) Voyages et Souvenirs du Comte Maurice de Benjowsky I. pag. 77.

Ich bitte Sie daher, seien Sie mein Gast für heute, ehe wir weiter reisen."

„Und mein Freund, meine Gefährten?" fragte Benjowsky. „Sie waren Alle Offiziere und haben tapfer gefochten; das ist ihr, wie mein einziges Verbrechen!"

„Ich lade Sie und alle Ihre Gefährten ein, meine Gäste zu sein," erwiderte der Offizier.

Sie folgten ihm gern und willig zu dem hölzernen Hause, das unweit vom Ufer sich erhob, und bald saßen sie um den langen Holztisch gereiht, und genossen mit unendlichem Behagen das landesübliche Mahl, welches man ihnen servirte. Mit unendlichem Behagen! Denn seit acht Tagen waren ihre Schiffsvorräthe fast erschöpft, seit acht Tagen hatten sie nur noch so viel Schiffszwieback erhalten, als hinreichte, um nicht grade zu verhungern. Wie köstlich erschien ihnen daher jetzt dieses Mittagsmahl, das indessen nur aus gedörrten, gekochten und gebratenen Fischen bestand, wie fühlten sie sich von demselben erquickt und gestärkt zur Weiterreise.

Auf Kähnen ging es nun weiter den Fluß hinauf, an dessen Ufer, wenige Meilen entfernt, die Stadt und Festung Bolsoretzkoy-Ostrogg sich befand. Für sie, die Gefangenen, war es die Fahrt auf dem

Stix hinunter in den dunkeln Orkus! Auf kleinen Kähnen kamen ihnen düstere Gestalten mit eingefallenen Wangen und traurigen Blicken entgegen, und begrüßten die Ankömmlinge als ihre Leidensgefährten, ihre unglückseligen Schicksalsgenossen. Auch sie waren Gefangene von Kamtschatka, und wie ein Chorus abgelebter Geister tönte ihr Klagebericht von den Leiden und der Hoffnungslosigkeit der Gefangenschaft von Kamtschatka entgegen.

Kein Entrinnen, keine Hoffnung! Das war der trostlose Refrain aller ihrer Klagen. Wie Prometheus angefesselt an den Felsen, und der russische Geier immer da, der ihnen die Leber zerfrißt.

„Wir wollen ihn tödten, diesen Geier," murmelte Benjowsky, „und wenn wir ihn nicht tödten können, so wollen wir wenigstens versuchen, uns ihm zu entziehen."

„Wir Alle sinnen und denken, so lange wir hier sind, immer nur auf unsere Flucht," flüsterten die Andern zurück. „Aber sie ist unmöglich, ganz unmöglich!"

„Nichts ist unmöglich, was Männer wollen," sagte Benjowsky fast unwillig. „Wir aber sind Männer, und wollen es bleiben, obwohl wir jetzt Sclaven sind."

„Und wir wollen Männer sein, gleich Euch," sagten die neuen Freunde, „wir wollen mit Euch ein Schutz- und Trutzbündniß schließen, und gemeinsam wollen wir versuchen, uns zu befreien."

Und die neuen und die alten Gefangenen legten ihre Hände in einander und schwuren sich Treue und Beistand in allen Lagen und Gefahren ihres Gefangenlebens. Selbst die Offiziere und Soldaten, welche die Gefangenen geleiteten, nahmen Theil an diesem Schwur, denn auch sie waren Gefangene, auch sie trugen nur gezwungen und als Strafe die Uniform der russischen Kaiserin.

Als der Abend hereinbrach, hatten sie das Ziel ihrer Reise erreicht, und landeten vor der Stadt Bolsoretzkoy-Ostrogg.

In einem elenden Gebäude, auf feuchtem Stroh, hielten sie ihr Nachtlager, und dann in der Frühe des nächsten Morgens führte man sie vor den Gouverneur der Festung, Herrn von Nielow. Er empfing sie mit freundlicher Herablassung, er belobte den Grafen von Benjowsky, daß er durch seinen Muth und seine Entschlossenheit ein Schiff der russischen Kaiserin vom Untergange gerettet habe, und versprach, dessen dankbar zu erwähnen in seinem Bericht an die Kaiserin. Dann mit einer feierlichen

Amtsmiene nahm er ein Papier zur Hand und las den Gefangenen die Gesetze vor, denen sie sich zu unterwerfen, die Pflichten, die sie zu erfüllen hatten!

Hart und schwer waren diese Gesetze, bitter und traurig die Pflichten!

Am nächsten Tage, so lautete das Gesetz, am nächsten Tage nach ihrer Ankunft werden die Gefangenen in Freiheit gesetzt. Man giebt ihnen Lebensmittel für drei Tage; außerdem erhalten sie Jeder eine Muskete, eine Lanze, ein Pfund Pulver, vier Pfund Blei, eine Hacke, zwei Messer und einige andere Zimmermanns-Geräthschaften, mit denen sie sich eine Hütte bauen können. Die Gefangenen sind dann frei, können sich niederlassen, wo es ihnen beliebt, nur dürfen sie sich nicht weiter als im Umkreise einer Meile von der Stadt und Festung entfernen. Um das Gouvernement aber zu entschädigen für die Auslagen, welche es ihnen gemacht, und die Vorschüsse, die es ihnen bewilligt hat, müssen die Gefangenen in dem ersten Jahre so viel Pelzwerk liefern, daß der Werth desselben hundert Rubel erreicht. Außerdem muß jeder Gefangene einen Tag in jeder Woche im Dienste der Regierung arbeiten, und darf sich ohne Erlaubniß des Gouverneurs nicht über vierundzwanzig Stunden

aus seinem Hause entfernen. Außerdem muß der Gefangene in jedem Jahre an die Regierungskanzlei abliefern: sechs Zobelhäute, fünfzig Kaninchenhäute, zwei Fuchsbälge und vierundzwanzig Hermelinhäute.*)

„Und jetzt," fuhr der Gouverneur mit erhöhter Stimme fort, „jetzt vernehmet die Ordonnanz, welche Czaar Peter der Große hochseligen Andenkens für die Gefangenen in Kamtschatka gegeben hat. Sie lautet also:

Zum Ersten: Kein Exilirter darf Eigenthum besitzen. Demgemäß werden die Soldaten der Garnison häufig in die Hütten der Exilirten gehen, und Alles daraus fortnehmen, was ihnen ansteht, ohne daß die Exilirten sich erlauben dürfen dagegen zu remonstriren.

Zum Zweiten: Wenn ein Exilirter, selbst wenn er glaubt, daß er provocirt worden, so verwegen ist, einen Soldaten oder einen Bürger zu schlagen, wird er verurtheilt Hungers zu sterben.

Zum Dritten: Da die Exilirten aus der civilisirten Gesellschaft verbannt sind, ist es jedem treuen

---

*) Benjowsky, Mémoires et voyages. I. 58.

Unterthanen des Czaaren verboten, sie in seinem Hause zu empfangen.

Zum Vierten und Letzten: Da das Leben den Exilirten nur geschenkt ist, um die Gnade Gottes anzuflehen und ihre Verbrechen zu bereuen, so dürfen sie nur zu den niedrigsten Arbeiten verwandt werden, um mit denselben sich ihren Lebensunterhalt zu erwerben."*)

Nachdem die Gefangenen schweigend und mit niedergeschlagenen Augen der Vorlesung dieser fürchterlichen Ordonnanz zugehört hatten, führte man sie in ein neben dem Gouvernements-Gebäude befindliches Magazin, in welchem man ihnen ihre Lebensmittel für drei Tage, ihre Waffen und Werkzeuge austheilte.

Und nun wurden die Pforten ihnen geöffnet, nun konnten sie das Magazin verlassen, nun waren sie frei, um zu gehen, wohin es ihnen beliebte. Denn wohin sie auch gehen, sie schleppen die unsichtbare Kette ihrer Sclaverei doch immer mit sich fort, wohin sie auch gehen, sie schreiten doch nur dahin in ihrem offenen Grabe!

Aber sie hatten Waffen! Das war doch immer-

---

*) Ebendaselbst S. 87.

hin ein Troſt. Ihre Arme waren nicht gebunden, und wenn das Leben allzuſchwer auf ihnen laſtete, ſo konnte der freie Arm die Waffe ſchwingen, um die Schmachbeladenen zu retten in die Freiheit des Todes.

Das war der Troſt, mit welchem ſie hinaustraten aus dem düſtern Gebäude! Und ſiehe, da draußen vor der Thür, da riefen ihnen herzliche Stimmen ein Willkommen entgegen, da grüßte man die Exilirten mit freundlichen Blicken, da ſtreckte man ihnen die Hände entgegen, und nannte ſie Freunde, Leidensbrüder!

Die Exilirten waren's, deren Bekanntſchaft die Ankömmlinge ſchon geſtern gemacht hatten; ſie waren heute mit ihren Equipagen gekommen, um die neuen Bewohner von Kamtſchatka zu ſich einzuladen in ihre Hütten, um ihnen ſo lange Gaſtfreundſchaft zu gewähren, bis ſie ihre eigenen Hütten gebauet. Und ihre Equipagen hatten ſie mitgebracht, um auch die Habſeligkeiten, welche das großmüthige Gouvernement ſo eben den Verbannten geliehen, mit ſich zu nehmen.

Da ſtanden ſie, dieſe Equipagen der Exilirten von Kamtſchatka. Auf zwei ſchlecht behauenen hölzernen Balken ein aus rohen Brettern zuſammenge-

schlagener Kasten, inwendig ausgefüllt mit roher Wolle und mit Moos, welches in Säcke gefüllt die Sitze bildete, das waren im Winter und Sommer die Fahrzeuge, deren sich die Einwohner von Kamtschatka bedienten. Statt der Pferde waren sie bespannt mit vier magern Hunden, die man einen hinter dem andern mit rohem Lederzeug angeschirrt hatte.

Und auf diesen Equipagen von Kamtschatka fuhren die Verbannten nun dahin, um das neue Leben, das Leben der Schmach, der Sclaverei und Qual zu beginnen. Das Gebell der kläffenden Hunde, das heisere Geklingel der kleinen Glocke, deren sich an jedem Schlitten eine befand, das war die traurige Musik, mit welcher sie jetzt ihren Einzug hielten in das kleine, aus zwölf elenden Hütten bestehende Dorf, welches ihre Gastfreunde, die armen Exilirten bewohnten. Auf der kleinen Anhöhe vor dem Dorfe hielt der Zug an, und in dem ersten der Schlitten erhob sich der bleiche Mann, neben welchem Graf Benjowsky saß, der sein Gast sein sollte für diese Nacht.

„Sehet da, Freunde, Brüder der Leiden," rief er mit lauter Stimme, „das ist der Wohnort der

Verdammten. Tretet ein und lasset jede Hoffnung hinter Euch!"

„Nein," rief Benjowsky sich erhebend, „nein, meine Freunde tretet ein, und lasset uns die Hoffnung mit uns nehmen!"

„Ja, wir wollen die Hoffnung mit uns nehmen," riefen die Exilirten laut und kräftig. „Die Hoffnung auf unsere Freiheit!" Das Wort tönte seltsam laut und gellend wieder in der Oede rings umher, und selbst die keuchenden Hunde hoben die Köpfe empor, und schienen zu lauschen auf dieses wunderbare Wort, das wie Posaunenklang des Himmels die traurige Oede von Kamtschatka durchhallte.

Nun setzten sich die Schlitten wieder in Bewegung, und hinab ging die Fahrt in das Dorf der Verdammten.

Gedankenvoll und in tiefernstes Sinnen verloren folgte Benjowsky seinem Gastfreunde in das von ihm bewohnte Blockhaus, trat er an seiner Hand ein in das große Gemach, das fast den ganzen innern Raum des Hauses einnahm.

„Seid mir willkommen, Freund, an der Schwelle meines Hauses," sagte der Gastfreund Crustiew, „ich führe Euch vertrauensvoll ein in das einzige Heiligthum, welches die Barbaren uns nicht haben

nehmen können, in meine Häuslichkeit. Mag sie noch so klein, noch so erbärmlich sein, aber innerhalb dieser vier Wände bin ich frei, bin ich mein eigener Herr! Und Ihr sollt es mit mir sein, so lange Ihr bei mir bleiben wollt."

Und Benjowsky nahm die dargereichte Hand des neuen Freundes, und drückte sie innig in der seinen, und schauete mit einem Gefühl unendlichen Behagens sich um in diesem niedrigen, düstern Raum, der ihm in dieser Stunde entgegenlächelte als ein Hafen des Friedens und der Ruhe. Wie viel hatte er nicht gelitten seit einem Jahre, wie viel Qualen und Martern erduldet seit jenem Tage, an dem sein Oheim ihn gewaltsam seinem Hause, seinem Weibe, seinem Kinde entrissen! „Oh, Leonore, Leonore!" Selbst die Liebe zu ihr hatte er einsargen müssen in seinem Herzen. Sie war ihm verloren, auf ewig verloren! Er hatte sich gewaltsam gezwungen, seine Gedanken von ihr abzuwenden, denn diese Gedanken, diese Sehnsucht nach ihr würde ihn wahnsinnig gemacht haben! Wie oft in der Oede seines Kerkers hatte er sie wie eine himmlische Erscheinung aus der düstern, feuchten Wand hervortreten sehen! Wie oft auf dieser qualvollen Reise, wie oft hatte sie sich über den Schneefeldern er-

hoben, mit weit ausgebreiteten Armen ihm zulächelnd, und dann wie eine weiße Taube sich aufschwingend zum Himmel!

Er hatte gefühlt, daß dieses Schauen der Geliebten in seinem Hirn eine Flamme weckte, die ihm brennende Schmerzen bereitete, die ihn seiner Sinne, seines Bewußtseins beraubte, und darum hatte er seine Augen geschlossen vor den süßen Gebilden seiner Sehnsucht, darum hatte er mit aller Kraft seines Willens seine Gedanken abgewandt von der holdseligen Erscheinung, die ihn mit schmerzlichem Weheruf mahnte an die kurzen, längst verklungenen Tage seines Glückes!

Aber heute, in dem Frieden dieses stillen Raumes, heute gedachte er ihrer, heute sandte er ihr noch einmal seine Grüße, seine Seufzer der Sehnsucht.

„Oh Leonore, Leonore, Du Geliebte meines Herzens, lebe wohl, lebe wohl! Meine Augen werden Dich niemals wieder schauen, aber mein Herz wird Dich niemals vergessen. Es wird Dir treu sein in der Ferne und Weite, und sich ewig nach Dir sehnen!“

Und mit Sehnsuchtsgedanken an sie sinkt er nieder auf das Lager, welches der Gastfreund ihm in der Kammer neben dem großen Gemach bereitet

hat, und die erste Nacht, welche Benjowsky in Kamtschatka zubringt, sieht er im Traume die Geliebte neben sich und erzählt ihr seufzend und lächelnd von seiner Liebe und von seinem Schmerz um sie!

Aber mit dem dämmernden Morgen verschwindet das holde Traumbild, und Benjowsky erwacht wieder zum Leben, zur Wirklichkeit! Er ist nicht mehr auf dem schönen, heimathlichen Schlosse, nicht mehr umschlungen von den weichen Armen seiner Gattin, er ist der Verbannte auf Kamtschatka, und nur der Gastfreund Crustiew und der Freund Wyndblad stehen an seinem Lager, und bieten ihm den Morgengruß.

Benjowsky erhob sich rasch, und kündete den Freunden, daß er für sie Alle einen wichtigen Plan entworfen, daß er es für nöthig erachte, alle die Verbannten zu einigen zu dem gemeinsamen Werke der Befreiung, daß sie einen Bund mit einander stiften wollten, zuerst unter den Vertrautesten, dann in immer weitern Kreisen, bis alle Verbannten sich demselben angeschlossen.

„Berathen wir uns zuerst mit Denjenigen, auf die wir uns verlassen können," sagte Crustiew sinnend, „denn es ist gefährlich, zu schnell zu vertrauen. Nur Eins giebt es, welches auf Kamt-

schatka den Exilirten günstig ist, und ihnen die Aussicht auf ihre Befreiung gewährt, das ist der Verrath! Es existirt ein eigenes Gesetz, welches bestimmt, daß jeder Exilirte, welcher dem Gouverneur ein Complott anzeigen kann, das gegen seine Autorität, oder gegen die öffentliche Sicherheit gerichtet ist, und seine Angabe als wahr beweisen kann, sofort für diesen Verrath seine Freiheit erhält.*) Bedenket aber, daß es unter den Exilirten auch Feiglinge und Verräther giebt, und lasset uns also vorsichtig sein. Jeder von uns rufe drei Exilirte, die ihm als treu und zuverlässig bekannt sind, und ihnen und uns mag Benjowsky dann seinen Plan mittheilen."

Eine Stunde später waren zwölf erprobte zuverlässige Männer in dem großen Gemach Crustiew's versammelt, Männer mit düstern Mienen und entschlossenen Gesichtern, Männer, die in freudigem Trotz und unerschütterlichem Muthe bereit waren, Alles zu wagen für ihre Freiheit und Erlösung! Und in den Kreis dieser Entschlossenen trat Benjowsky ein mit leuchtenden Augen, mit hoch erhobenem Haupte.

---

*) Mémoires et voyages du Comte de Benjowsky. Vol. I. 91.

„Freunde und Gefährten," sagte er mit seiner vollen, sonoren Stimme, „das Unglück hat uns in dieses Land geschleudert, wo wir vielleicht in Qual und Schmerz unser Leben vertrauern müssen, als die unglückseligen Schlachtopfer der Bedrückung und der Barbarei. Aber je größer unser Mißgeschick ist, desto mehr müssen wir uns bestreben das fürchterliche Joch abzuschütteln, zu welchem die Ungerechtigkeit und der Despotismus uns verurtheilt hat. Die Gleichheit des Unglücks macht uns auch im Leben gleich. Unsere Titel, unsere Ehren sind nicht mit uns gegangen in die Verbannung, hier giebt es keinen Unterschied der Geburt, des Ranges mehr! Wir sind Brüder, welche sich einander die Hände reichen müssen zu dem gemeinsamen Werke der Befreiung, Brüder, welche sich einigen müssen zu einem geheimen Bunde wider die Bedrücker und Tyrannen. Aber ein Bund kann nicht bestehen, ohne einen Chef, ein gemeinsames Haupt. Lasset uns also einen solchen wählen, nicht damit er unser Gebieter, sondern damit er unser Geschöpf, unser Werkzeug sei. Er muß uns schwören, daß er mit all seiner Kraft und seinem Willen dem Dienste der Gesellschaft sich weihen will, wir dagegen müssen ihm Gehorsam und Unterwürfigkeit schwören. Lasset uns also vor

allen Dingen den Chef wählen durch Namensaufschrift, und sobald wir ihn ernannt haben, schwört uns das Oberhaupt, daß er alle seine Geistesfähigkeit darauf richten will, einen Plan zu ersinnen, um, sei es auch mit Gefahr seines eigenen Lebens, uns sobald als möglich die Freiheit zu verschaffen; daß er das Comité mit Allem bekannt machen wird, was zum glücklichen Erfolg seines Planes nothwendig ist; daß, wenn es ihm beikommen sollte, den Plan aufzugeben, oder gar aus dem Bunde auszuscheiden, er dafür des Todes sterben müsse. Das Comité hat alsdann das Recht, die Sentenz an ihm zu vollführen, auf welche Weise es ihm gut scheint. Sobald der Chef diesen Eid geleistet hat, schwören dagegen die Mitglieder des Comité's: Jedes Mitglied desselben ist verpflichtet, dem Chef selbst mit Gefahr seines Lebens zu gehorchen, und auf alle Weise ihm beizustehen in Ausführung seiner Pläne zur Befreiung der Gesellschaft. Das Comité sowie der Chef schwören mit einem feierlichen Eide, daß sie das Geheimniß dieses Bundes unverbrüchlich wahren wollen. Wer auch nur mit einem Wort, einer Sylbe desselben erwähnt, wird mit dem Tode bestraft, den das Comité sofort an ihm vollführt, sei's, daß es ihn tödten läßt, sei's, daß es

ihm befiehlt, sich selber den Tod zu geben. Jedes Mitglied des Comité's, sowie auch das Oberhaupt oder der Chef schwören, daß, wenn irgend Einer von ihnen in die Hände des Gouvernements fällt, er das tiefste Geheimniß über die Verschwörung bewahren will, wogegen die übrigen Bundesmitglieder kein Mittel unversucht lassen, und selbst die eigene Lebensgefahr nicht scheuen wollen, um den Gefangenen den Händen des Gouvernements zu entreißen, sei's durch List oder mit offener Gewalt.*) — Dies, meine Freunde," fuhr Benjowsky hoch aufathmend fort, „dies ist der Plan, welchen ich Euch vorschlage. Stimmt Ihr demselben bei?"

Und Alle riefen wie aus einem Munde: „Ja, wir stimmen demselben bei."

„So lasset uns jetzt den Chef ernennen," sagte Benjowsky. „Nehmt Jeder ein Blatt Papier, schreibt einen Namen auf, und legt es dort auf den Tisch."

Sie folgten seiner Weisung und Crustiew nahm alsdann die zwölf Zettel, um die Namen aufzurufen. Elf Zettel enthielten den Namen Ben=

*) Benjowsky's eigene Worte. Siehe: Mémoires et voyages etc. I. 97.

jowsky, nur auf dem zwölften war der Name: Wyndblad zu lesen.

„Benjowsky ist unser Chef," riefen die Verschworenen freudig. „Hoch lebe unser Oberhaupt, unser Chef Benjowsky!"

„Möge er mindestens lange genug leben, um Euch Alle zu befreien," sagte Benjowsky mit freundlichem Grüßen. „Jetzt aber, meine Freunde, empfanget meinen Schwur der Treue und Ergebenheit!"

Und in feierlichen Worten, genau nach seinem eigenen Vorschlag, schwur Benjowsky, die Hand auf die Bibel gelegt, den Verschworenen den Eid der Treue, der unbedingten Hingabe. Während er das that, gedachte er unwillkürlich jener Stunde in der unterirdischen Kirche des Grafen Pulawsky. Damals hatte er auch einer Verschwörung sich angeschlossen, und den Eid der Treue und Verschwiegenheit geleistet. Jene Verschwiegenheit hatte das Unglück seines Lebens verschuldet, hatte ihn seiner Heimath, seiner Geliebten entrissen. Jene Verschwörung trug die Schuld, daß er in unglückseliger Sclaverei sich hier auf Kamtschatka befand. Wird diese zweite Verschwörung einen glücklicheren Erfolg haben, als die erste? Wird sie ihn emporheben aus dem offenen Grabe, in welches die erste ihn gestürzt hat?

Das fragt er sich in bangendem Herzen, während er laut und feierlich den strengen drakonischen Eid leistet. Seine Lippe zittert nicht, kein Zagen ist in ihm; er weiß, daß er niemals ein Verräther, ein Treuloser sein kann, und darum darf er es getrosten Muthes schwören: „Treu und mit meinem ganzen Leben und Dasein will ich mich dem Bunde weihen. Sollte ich es jemals bereuen, jemals mein Amt als Oberhaupt niederlegen wollen, so bin ich des Todes schuldig und schwöre, daß ich ihn willig hinnehmen will von Eurer Hand."

Nachdem er also geschworen, leistet auch das Comité den Eid der Treue und Ergebenheit, und dann reichen sich die zwölf Männer voll tapferen Muthes die Hände und geloben sich noch einmal Freundschaft und Ergebenheit.

Das war der erste Morgen, den Benjowsky auf Kamtschatka erlebte. Als gedemüthigter, machtloser Sclave war er gestern dort angelangt. Heute war er das Oberhaupt eines Bundes, der Gebieter über zwölf Menschenseelen, heute war er nicht mehr der Sclave, sondern der General, und sein leuchtender, hoffnungsstrahlender Blick zeigte ihm am fernen Horizont wie einen aufgehenden Sonnenglanz eine

Armee, mit deren Hülfe er sich und den Seinen die Freiheit und das Glück wieder erkämpfen konnte.

Mit solchem Sonnenglanz der Hoffnung in den großen schwarzen Augen, sein ganzes Wesen gehoben und getragen, begab sich Benjowsky zu dem Kanzler Sudeikin, der ihn zu sich beschieden, um ihm noch weitere Verhaltungsbefehle zu geben.

Der Kanzler empfing den Eintretenden mit sehr düstern Mienen, und hieß ihn mit barschem Tone warten, bis er seine Partie zu Ende gespielt habe.

„Nun, ich hoffe, das wird sehr bald geschehen sein," rief der Kosackenhetman, der dem Kanzler gegenüber vor dem Schachbrett saß. „Der Exilirte wird nicht sehr lange zu warten haben, denn wie mir scheint, werde ich sehr bald gewonnen haben."

Herr Sudeikin beantwortete diesen Ausruf seines Gegners nur mit einem kurzen, zornigen Blick, und senkte dann seine Augen wieder auf das Schachspiel nieder, sich in tiefe Berechnungen verlierend über den Zug, den er zu machen hatte.

Leise auf den Zehen, um ihn in seinem Nachdenken nicht zu stören, näherte sich Benjowsky dem Tisch und betrachtete, hinter dem Hetman stehend, die angefangene Partie. Sie stand allerdings schlimm genug für den Kanzler Sudeikin, denn Colossow

war ihm an Truppenzahl überlegen, er hatte vor seinem Gegner bereits einen Thurm, einen Läufer und zwei Bauern voraus.

Es war daher für Sudeikin eine wichtige Sache, sein Spiel zu überdenken, und den richtigen Zug zu berechnen. Einmal, als er mitten in seinem Nachdenken ganz zufällig emporschauete, fiel Sudeikin's Blick auf Benjowsky, der mit dem Ausdruck höchster Spannung das Spiel betrachtete.

„Versteht Ihr Euch auf das Schachspiel?" fragte er barsch.

„Ich habe es sehr viel gespielt, und ich spiele es gern," erwiderte Benjowsky.

„Und was sagt Ihr zu meiner Partie?" fragte Sudeikin lebhaft.

„Sie ist ohne alle Frage verloren," rief der Hetman triumphirend. „Ich habe die hundertundfunfzig Rubel gewonnen!"

Und er warf einen liebäugelnden Blick auf die Goldstücke, die in regelmäßigen Reihen auf dem Tische neben dem Schachbrett aufgezählt waren.

„Nun, was sagt Ihr?" wiederholte Sudeikin seine Frage.

Benjowsky lächelte nur, aber er antwortete nicht.

Sudeikin verstand dieses Lächeln. „Würdet Ihr

die Partie gewinnen, wenn Ihr an meiner Stelle wäret?“ fragte er hastig, und da Benjowsky noch immer schwieg, und das Spiel betrachtete, setzte er hastig hinzu: „Ich gebe Euch funfzig Rubel, wenn Ihr die Partie für mich gewinnt!“

„Funfzig Rubel! Das wäre der Anfang eines Capitals für unsern geheimen Bund,“ sagte Benjowsky zu sich selber.

„Ich glaube, daß ich die Partie gewinnen kann,“ sagte er laut, „und wenn der Herr Kanzler es befiehlt, übernehme ich seine Farbe.“

„Aber das ist unmöglich, das darf nicht sein,“ rief der Kosackenhetman. „Das Gesetz besagt, daß kein freier Mann und kein Beamter mit einem Exilirten sprechen und verkehren darf.“

„Sie haben Recht, Colossow,“ erwiderte Sudeikin ernsthaft, „es ist verboten, mit einem Exilirten zu sprechen und zu verkehren, aber es stehet nirgends geschrieben, daß man nicht mit ihm Schach spielen darf, ohne dabei mit ihm zu sprechen.“

„Das ist wahr, das gebe ich zu,“ sagte der Hetman feierlich, „man kann mit einem Exilirten Schach spielen, ohne mit ihm zu sprechen. Und Ihr seid wirklich so vermessen, Exilirter, daß Ihr

behauptet, Ihr könntet diese Partie gewinnen, trotz der Vortheile, die ich bereits gewonnen habe?"

„Der Herr Hetman ist allerdings überlegen an Figuren," sagte Benjowsky gelassen, „aber der Herr Kanzler hat eine vortheilhaftere Stellung."

„Was, vortheilhaftere Stellung?" schrie der Hetman. „Mit welchem Recht könnt Ihr das behaupten. Die Partie ist für Sudeikin verloren, ich muß sie gewinnen."

„Ich erinnere Euch daran, Colossow, daß man mit einem Exilirten nicht sprechen darf," rief Sudeikin.

„Es ist wahr, es ist wahr! Aber Schach spielen darf man, und also will ich mit ihm Schach spielen. Er soll Euren Platz einnehmen, ich bin Zeuge, daß Ihr ihm funfzig Rubel versprochen habt, wenn er für Euch gewinnt. Ihr sollt sie ihm geben und bei Gott, ich will ihm noch fünfundzwanzig Rubel dazu geben, wenn ihm das Unmögliche gelingt."

„Ich bin Zeuge Eures Versprechens," bestätigte Sudeikin, indem er einen mächtigen Zug aus der türkischen Tabackspfeife that, deren Röhre von seinem Munde hinunterlief zu dem gläsernen Gefäß, in welchem die bläulichen Rauchwolken sich drehten. Der Duft dieses herrlichen Gewächses zog wie eine schmerzliche Erinnerung längst vergangener Freuden

an Benjowsky's Nase vorüber und weckte ein sehnsuchtsvolles Gelüste in ihm.

„Nun, Herr Exilirter," rief Sudeikin, indem er aufstand, „nehmt meine Stelle ein und spielt."

Allein Benjowsky folgte nicht seiner Weisung, sondern stand unschlüssig und zögernd still. „Nun, was ist's?" fragte Sudeikin hastig. „Warum setzt Ihr Euch nicht und spielt?"

„Herr Kanzler," sagte Benjowsky achselzuckend, „muß bedauern, aber es stellt sich dem ein unübersteigliches Hinderniß entgegen. Sie wissen es wohl, man wird beim Schachspiel sehr leicht gestört, und der geringste Umstand kann Einem die Gedanken verwirren. Nun bin ich gewohnt gewesen, beim Schachspiel immer eine türkische Pfeife zu rauchen, und ich glaube nicht, daß ich irgend einen Zug mit Muße überlegen kann, wenn ich dabei nicht Rauchwolken blasen kann, und zwar Rauchwolken aus sehr gutem Taback."

„Nun, dem Uebel ist leicht abzuhelfen," rief Sudeikin und holte mit geschäftiger Eile eine andere türkische Pfeife herbei, und füllte sie mit dem köstlich duftenden Taback, von welchem er selber genommen.

„Herr Kanzler," bemerkte der Hetman unwillig,

„das Gesetz verbietet, einen Exilirten in seinem Hause zu bewirthen."

„Zu bewirthen ja, Herr Hetman, mit ihm zu speisen ja," erwiderte Sudeikin. „Aber es ist nirgends gesagt, daß man ihm nicht eine Pfeife Taback geben sollte. Da habt Ihr Eure Pfeife, Exilirter, und nun fangt an, ich war am Zuge."

„Ja, ich bin am Zuge," sagte Benjowsky, indem er mit unendlichem Behagen einen langen Zug aus der Pfeife that.

Eine tiefe Stille trat jetzt ein. Die Blicke der drei Herren waren unverwandt auf das Schachspiel gerichtet, und aus ihrem Munde zogen leichte Rauchwolken hervor, welche bald das ganze Gemach und die Gruppe der Schachspieler in der Mitte desselben in wogende Nebelschleier einhüllten.

Nach langem Ueberlegen hatte Benjowsky seinen ersten Zug gethan, und ein frohes Lächeln war über des Hetmans Angesicht geglitten, denn er hatte diesen Zug sehr unbedeutend und nichtssagend gefunden. Ohne vieles Besinnen that er den Gegenzug. Eben so rasch zog Benjowsky weg, welcher dem König Schach sagte, und zugleich das Gardé der Königin durch den Thurm decouvrirte.

„Die Königin ist verloren," jubelte Sudeikin,

während Colossow mit einem zornigen Gebrumme seinen König aus Schach zog.

Nach drei weiteren Zügen hatte Benjowsky die Partie gewonnen, und Sudeikin schob ihm mit freudestrahlendem Gesicht die funfzig versprochenen Rubel hin.

„Und die fünfundzwanzig Rubel, welche Ihr ihm versprochen habt, Hetman Colossow," fragte er lächelnd.

„Er soll sie haben, wenn er noch eine Partie gespielt haben wird," rief der Hetman mit jenem Eifer eines Schachspielers, der die erhaltene Niederlage um jeden Preis auswetzen muß.

„Gut, ich halte die Partie," rief der Kanzler. „Gewinnt der Exilirte, so zahlt Ihr die einhundertundfunfzig Rubel, und der Exilirte erhält von mir abermals funfzig Rubel. Verliert er, so zahle ich die Summe an Euch, Colossow, aber Ihr müßt dem Exilirten dennoch die fünfundzwanzig Rubel zahlen. Seid Ihr bereit, Exilirter?"

„Nicht ganz, Ihr Herren," sagte Benjowsky, indem er eine große Rauchwolke von seinen Lippen blies. „Ich habe auch eine Bedingung zu stellen."

„Ach, ein Exilirter, und er will uns Bedin-

gungen stellen," schrie der Hetman. „Wäre aber doch begierig, sie zu hören!"

„Ich auch," sagte der Kanzler. „Sprecht also, Exilirter."

„Meine Bedingung ist diese, daß die Herren mich nicht kurzweg mit einem bloßen Gattungsnamen nennen."

„Wie denn, mit einem Gattungsnamen?" fragten beide Herren lachend.

„Nun, Ihr nennt mich Exilirter. Ihr betrachtet mich nicht mehr als ein Individuum, ich habe für Euch meinen Namen, meinen Stand, meine Person verloren, ich bin ein Wesen außerhalb der Menschheit, ein Geschöpf ohne Namen und ohne Recht, ein Exilirter. Vor dem Gesetz mag das sein, obwohl ich gestehen muß, daß es ein grausames Gesetz ist. Aber hier, wenn ich den Herren gegenüber am Schachtisch sitze, hier bin ich ein Mann, eine Person, und obwohl ein Verbannter, doch ein Mensch, der seinen eigenen Namen trägt, und es begehren darf, daß man denselben respektirt. Ich mache die Bedingung, daß die Herren mich bei meinem Namen nennen."

„Die Bedingung scheint mir nicht unbillig," sagte der Hetman, welcher ungeduldig war, die Partie,

zu der er schon die Figuren aufgestellt hatte, wieder zu beginnen. „Wollen wir sie ihm zugestehen?“

„Ja, wir wollen, Hetman Colossow. Sagt uns also Euren Namen?“

„Ich bin der Graf Moritz Benjowsky,“ sagte er würdevoll, „General der Armee der polnischen Conföderirten. Meine Titel und mein Rang mögen ausgelöscht und mit der Vergangenheit begraben sein, aber den Namen Benjowsky, den sollt Ihr mir lassen, denn er ist das einzige Erbe meiner Vorfahren, das mir geblieben ist.“

„Gut denn, Benjowsky,“ rief Hetman Colossow, „Ihr sollt Euren Namen haben, so lange wir am Schachtisch sitzen.“

„Ja wohl,“ sagte Sudeikin, „so lange wir am Schachtisch sitzen, seid Ihr der Benjowsky, nachher aber seid Ihr nur noch der Exilirte. Fangt an! Ich halte die hundertundfunfzig Rubel.“

Das Spiel begann auf's Neue. Ernst und mit gespannten Mienen saßen die beiden Spieler sich gegenüber, seitwärts von ihnen saß der Kanzler und je nachdem das Spiel ihm Hoffnungen oder Furcht einflößte, zogen Licht und Schatten über sein Angesicht hin.

Immer ernster wurden die Spieler, immer maje-

stätischer zogen die Rauchwolken durch den undurchsichtigen Raum dahin. Jetzt tönte ein Fluch von den Lippen des Hetman's und er schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Schachfiguren taumelnd durcheinander fuhren.

„Ich habe gewonnen," sagte Sudeikin mit mühsam verhaltenem Lachen. „Herr Benjowsky, da habt Ihr Eure funfzig versprochenen Rubel, das Uebrige ist mein! Hetman Colossow, Ihr habt dem Benjowsky noch die fünfundzwanzig Rubel auszuzahlen."

„Eine dritte Partie," schrie der Hetman, indem er mit vor Zorn und Eifer zitternden Händen die Figuren wieder aufzustellen begann. „Ich verlange durchaus eine dritte Partie!"

Und er zog einen schweren ledernen Beutel aus seiner Brusttasche hervor, und zählte abermals hundertundfunfzig Rubel auf den Tisch hin.

„Da, da sind auch die fünfundzwanzig Rubel für Euch, Benjowsky," sagte er dann, die Summe mit einer unwilligen Handbewegung ihm hinschiebend. „Ihr sollt sie haben, aber ich verlange eine dritte Partie."

„Und ich spiele eine dritte Partie, und lasse dem Herrn Hetman seine fünfundzwanzig Rubel, denn

ich bin mit dem Antheil zufrieden, den mir der Gewinnende zugesteht. Aber ich mache wieder eine Bedingung."

„Was? Abermals eine Bedingung?"

„Abermals! Ich spiele eine dritte Partie, aber die beiden Herren geben mir ihr Wort darauf, daß Sie mich nicht bloß während des Schachspiels, sondern überall und aller Orten, wo ich die Ehre haben werde, Ihnen zu begegnen, mich bei meinem Namen benennen wollen."

„Zugestanden," rief der Hetman.

„Ja, ich werde Euch Eure Bedingung bewilligen," sagte Sudeikin lächelnd.

Benjowsky verstand dieses Lächeln. „Ich weiß wohl," sagte er, „es ist Niemand verbunden, den Verbannten von Kamtschatka, den Ausgestoßenen, das gegebene Wort zu halten. Ich aber fühle mich dennoch als ein Ehrenmann, und ich werde mein Wort halten, welches ich Euch jetzt gebe, daß ich niemals wieder für oder gegen einen dieser Herren Schach spiele, wenn Sie jemals vergessen sollten, mich anders als bei meinem Namen zu nennen."

„Herr Benjowsky, Sie haben den ersten Zug," rief der Hetman mit vor Aufregung glühendem Gesicht.

„Gut, ich habe den ersten Zug," rief Benjowsky lächelnd, „und ich benachrichtige Sie, Herr Hetman, daß ich dies Mal mit dem Sicilianer beginne."

„Mit dem Sicilianer?" fragte der Hetman ganz erschrocken. „Wo habt Ihr ihn? Laßt ihn uns sehen, ehe Ihr mit ihm spielt."

„Ja, laßt ihn uns sehen," rief der Kanzler eifrig. „Zeigt uns Euren Sicilianer."

„Immer her mit Eurem Sicilianer," schrie der Hetman. „Aber ich sag's Euch, ich dreh' dem Kerl den Hals um, wenn er Euch wieder gewinnen läßt. Na, holt den Sicilianer her."

„Da ist er," rief Benjowsky, indem er den Bauer links vor der Königin zwei Schritte vorschob.

„Wie so denn, da ist er?" fragte Colossow, den Königsbauer zwei Schritte vorschiebend. „Ihr habt ihn ja noch nicht herein gerufen, Euren Sicilianer."

„Aber da springt er herein," rief Benjowsky lachend und setzte den Springer hinter den aufgezogenen Bauer. „Dies Anfangsspiel mit dem linken Königinnenbauer und dem Springer, und jetzt den Königsbauer einen Schritt vorwärts, das ist der Sicilianer."

Die beiden Herren sahen erst sich, und dann

Benjowsky erstaunt an. „Hetman Colossow," sagte der Kanzler hochaufathmend, „das ist ein gelehrter Schachspieler, der hat schon zum Voraus ganze Spiele im Kopf."

„Ja, das ist ein gelehrter Schachspieler," wiederholte der Hetman sinnend. „Hab' schon einmal von einem Exilirten mir erzählen lassen, daß es solch abgerichtete Schachmaschinen giebt, hab' aber bis jetzt niemals so eine gesehen! Der kann's weit bringen, der gewinnt ganz Kamtschatka, wenn er's d'rauf anlegt. Herr Graf Benjowsky, ich glaube, Sie sind am Zuge!"

Ja, der Graf Benjowsky war am Zug, und er zog zum unaussprechlichen Erstaunen der beiden Herren den Königsläufer vor die Königinnenbauer und that überhaupt im Laufe des Spieles so absonderliche und unerwartete Züge, daß die beiden Herren in sprachlosem Erstaunen und doch zugleich voll stiller Ehrfurcht nach jedem Zug emporschaueten in das edle und schöne Angesicht des jungen Mannes, der seinen Sicilianer so unsichtbar mit sich herumtrug, und doch mit ihm die ganze Armee des Herrn Hetman's zu Boden schlug.

Ja, er schlug sie zu Boden, und nach einer halben Stunde rief der Kanzler jubelnd: „Schach-

matt! Ich habe gewonnen! Herr Benjowsky, da haben Sie Ihre funfzig Rubel. Ich danke Ihnen für die dreihundert, die Sie mich haben gewinnen lassen."

„Und ich würde Ihnen außerordentlich dankbar sein für die einhundertundfunfzig Rubel, welche ich bei diesen Spielen gewonnen habe, aber ich fürchte, es wird bei mir heißen: wie gewonnen, so zerronnen."

„Wie meinen Sie das?" fragte der Kanzler, während der Hetman sich ganz und gar in eine Rauchwolke eingehüllt hatte, aus der nur seine Augen hervorblitzten, die immerfort auf das Schachbrett gerichtet waren.

„Verdammt nicht das Gesetz die Exilirten zur Besitzlosigkeit?" fragte Benjowsky. „Erlaubt es nicht jedem Soldaten in meine Hütte einzutreten, und mir zu nehmen, was ihm beliebt?"

„Es ist wahr," sagte der Kanzler achselzuckend, „der Exilirte soll kein Eigenthum haben."

„Nun also, was nutzen mir Eure Rubel? Morgen wird irgend einer Eurer Soldaten zu mir eintreten und mir rauben, was ich heute gewonnen. Es ist also besser, ich gebe es auf, mir irgend etwas zu erwerben, es ist besser, niemals mehr Schach zu spielen, damit ich nicht die Schmach und die

Demüthigung erleben muß, das Gewonnene immer wieder mir entrissen zu sehen, ohne daß ich den Räuber bestrafen darf."

„Hört," rief Sudeikin, indem er die Hand auf den blitzenden Haufen der gewonnenen Rubel legte, „ich werde es bewerkstelligen, daß Ihr für Eure Person von diesem Gesetz befreit werdet. Der Staat ist Euch eine Belohnung dafür schuldig, daß Ihr ihm durch Eure kühne Führung eines seiner schönen Schiffe gerettet habt. Ich werde also dem Gouverneur vorschlagen, Euch damit zu belohnen, daß Ihr Eigenthum besitzen und die Thür Eures Hauses verschließen dürft. Herr von Nielow wird gern bereit dazu sein, und nicht wahr, wenn Euch alsdann Euer Besitz und Euer Gewinnantheil gesichert ist, dann werdet Ihr doch wieder für mich spielen."

„Ja," erwiderte Benjowsky feierlich, „sobald ich diese Belohnung erhalten habe, werde ich wieder für Euch spielen, Herr Kanzler."

„Ich geh' sogleich zum Gouverneur, und trag' ihm meine Bitte vor," sagte Sudeikin, sich rasch erhebend. „Ihr könnt so lange hier bleiben, und mit dem Hetman spielen, bis ich zurückkehre."

„Ja, ja, wir wollen eine vierte Partie beginnen,"

rief der Hetman lebhaft, und er begann eilig wieder die Figuren aufzustellen. Als aber der Kanzler das Gemach verlassen und die Thür hinter sich geschlossen hatte, ließ der Hetman seine Arbeit unvollendet, und mit einem paar kräftigen Athemzügen die Rauchwolken auseinanderblasend, stützte er die beiden Ellenbogen auf den Tisch und legte seinen von langen schwarzen Mähnen umkränzten Kopf in seine Hände.

„Herr Graf von Benjowsky," flüsterte er, „ich habe Euch einen Vorschlag zu machen."

„Herr Hetman Colossow, ich bin bereit ihn aufmerksam anzuhören," sagte Benjowsky, sich leicht verneigend.

„Leise, sprecht leise, damit der Sudeikin, wenn er zurückkommt, nichts merkt, denn er ist ein gar schlauer Fuchs und liebt das Geld mehr als sein Amt und seine Pflichten. Hört meinen Vorschlag. Es giebt hier ein paar Kaufleute, recht infame abgefeimte Schachspieler. Sie haben mir große Summen abgenommen, und ich möchte ihnen wieder welche abnehmen. Ich bringe Euch mit diesen schlauen Kaufleuten zusammen, Ihr spielt für mich gegen sie, und ich gebe Euch jedes Mal den dritten Theil von meinem Gewinn."

„Und wenn ich verliere, Herr Hetman?“

„Dann trage ich den Verlust allein! Aber Ihr werdet nicht verlieren, nein, mit Eurem Sicilianer werdet Ihr die ganze Bande dieser Kaufleute todt schlagen und sie ausbeuteln, daß es eine Lust ist. Sagt, Herr Graf Benjowsky, nehmt Ihr meinen Vorschlag an?“

„Ich nehme ihn an, Herr Hetman Colossow, vorausgesetzt, daß ich das Eigenthumsrecht erhalte, und —“

„Still,“ unterbrach ihn Colossow hastig, „er kommt schon zurück.“

Die Thür öffnete sich, und der Kanzler Sudeikin trat wieder ein. „Herr Graf Benjowsky,“ sagte er feierlich, „Ihr werdet das Eigenthumsrecht erhalten, ich habe für Euch gebeten, und mir allein verdankt Ihr es. Aber der Herr Gouverneur von Nilow will es Euch selber ankündigen, und Ihr sollt sogleich zu ihm kommen. Aber nachher kehrt Ihr doch wieder zu uns zurück?“

„Begehrt es nicht, Herr Kanzler,“ erwiderte Benjowsky lächelnd, „mein Kopf ist erschöpft. Ich würde heute nur noch verlieren.“

„So kommt denn morgen, Herr Graf Benjowsky,“ sagten beide Herren, indem sie aufstanden,

und Benjowsky bis zur Hausthür das Geleit gaben. —

Der Gouverneur, Herr von Nilow, empfing Benjowsky mit zuvorkommender Freundlichkeit, und ging in seiner Herablassung sogar so weit, dem Exilirten seine Hand darzureichen.

„Ich habe Sie rufen lassen, um Sie zu belohnen für Ihre Tapferkeit und Ihren Muth," sagte er. „Sie haben der Kaiserin ein schönes Schiff gerettet. Zum Lohne dafür soll Ihnen die Auszeichnung zu Theil werden, daß Ihr Haus an seinen Thüren mit Schloß und Riegel versehen wird, was sonst keinem Verbannten gestattet ist. Außerdem befestigen Sie über Ihrer Hausthür ein Schild, auf welchem ein Schlüssel gemalt ist. Dies Zeichen sagt jedem Vorübergehenden, daß Sie Eigenthumsrecht erlangt haben, und Niemand daher das Recht hat, Ihnen von Ihrem Eigenthum Etwas zu nehmen."

„Ich danke Ew. Excellenz für diese Auszeichnung," rief Benjowsky herzlich. „Ich wünschte nur, es wäre mir vergönnt, Ihnen anders als mit Worten meine Erkenntlichkeit zu beweisen."

„Ich will Ihnen dazu die Gelegenheit geben, Graf Benjowsky," sagte ernst der Gouverneur.

„Man hat mir gesagt, daß Sie ein sehr gelehrter und feingebildeter Herr sind, und ich mache Ihnen daher einen Vorschlag. Wollen Sie meine Töchter in den fremden Sprachen unterrichten? Sie kennen alle Drei nur die russische Sprache, aber, um Ihnen die Wahrheit zu gestehen, sie wissen auch diese kaum zu lesen oder zu schreiben. Es fehlt uns hier an jeder Gelegenheit, sie unterrichten zu lassen, so gerne wir es auch gethan, denn es gebricht meinen Töchtern nicht an Geist und Verstand, aber er ist eben ganz unausgebildet. Ich frage Sie also, wollen Sie der Lehrer meiner Kinder werden, und sie im Englischen und Französischen unterrichten?“

„Ich bin mit Freuden dazu bereit,“ rief Benjowsky lebhaft, „und ich verspreche Ew. Excellenz, daß ich Ihren Kindern ein treuer und gewissenhafter Lehrer sein will.“

In diesem Augenblick ward die Thür, die in das Nebengemach führte, hastig geöffnet, und ein junges Mädchen erschien auf der Schwelle. Sie stutzte, als sie den Fremden gewahrte, ein glühendes Roth flog über ihre zarten Wangen, und ungewiß und zaudernd, wagte sie nicht, vorwärts zu schreiten, nicht zurückzutreten. Sie war wunderschön in dieser kindlichen Schüchternheit. Ihre schlanke, hochge-

wachsene Gestalt in dem eng anliegenden russischen Nationalcostüm zeigte die keuschen und zarten Formen einer Hebe, ihr schlanker, kleiner Kopf mit seinem schönen Oval erinnerte an die Venus von Milo in seiner edlen Bildung. Auf dem Haupte trug sie das zierliche russische pelzverbrämte Mützchen, unter welchem das Haar in schweren Locken und dichten Flechten hervorquoll, und im lieblichsten Durcheinander zu beiden Seiten der rosigen Wangen niederfloß. Ihre Stirn von durchsichtiger Weiße war klar und hell wie ein Frühlingsmorgen — wie ein Frühlingsgedicht war diese ganze liebliche Erscheinung, die da in der Thür stand, wie ein Frühlingsgedicht erschien sie den staunenden, entzückten Augen Benjowsky's.

„Tritt näher, Aphanasia," rief Herr von Nielow, und das liebliche Mädchen schritt vorwärts mit gesenkten Augenlidern.

„Sehen Sie da, Herr Benjowsky," sagte der Gouverneur lächelnd, „das ist eins von den Kindern, die Sie unterrichten sollen. Schau auf, mein Kind, sieh Dir den Mann da recht genau an und sage mir, ob Du ihn annehmen willst zu Deinem Lehrer?"

Sie hob langsam ihre von langen, dunklen Wimpern beschatteten Lider empor, und heftete ihre

schwarzen Augen auf Benjowsky, der seine staunenden, entzückten Blicke unverwandt auf sie gerichtet hielt.

Ihre Augen begegneten sich, strahlten auf in einem tiefen, flammenden Blick, eine Purpurgluth flatterte über Aphanasia's Wangen hin, eine tiefe Bläße zuckte über Benjowsky's Angesicht — er trat zurück und lehnte sich an die Wand, als habe ein Schwindel ihn erfaßt, er hob seine Hand und drückte sie an seine Stirn, als fühle er da eine Flamme aufglühen.

„Nun, Aphanasia, mein Kind, Du antwortest mir nicht?" fragte der Gouverneur. „Sollte Dir etwa mein Plan mißfallen?"

„Nein, oh nein," rief sie hastig, und ihre Stimme tönte so lieblich und frisch wie Lerchenschlag. „Ich freue mich sehr, Etwas zu lernen. Aber ich fürchte, der Herr wird mich auslachen, weil ich gar so dumm und unwissend bin."

„Nun, was sagen Sie dazu, Benjowsky?" fragte der Gouverneur. „Werden Sie Aphanasia auslachen, weil sie unwissend ist?"

„Excellenz," sagte Benjowsky mit seltsam zitternder Stimme, „die Lilien und Rosen, die daheim in meinem Garten blühten, wußten auch nichts, sie

standen nur da in ihrer Schönheit und Pracht und ich freuete mich ihrer und nannte sie das lieblichste Gedicht Gottes oder der Natur.

„Die Lilien und Rosen, das sind Blumen, nicht wahr?“ fragte Aphanasia lebhaft. „Ach wie schade, daß hier in unserm kalten, traurigen Kamtschatka keine Lilien und Rosen blühen.“

„Ich meine doch, sie blühen auch hier,“ sagte Benjowsky, die strahlenden Blicke dem jungen Mädchen zugewandt.

„Nein,“ rief sie eifrig, „unser Sommer ist zu kurz, und bringt keine Rosen und Lilien zur Blüthe. Aber die Mutter hat uns davon erzählt, sie hat sie in Petersburg, wo sie als Mädchen wohnte, kennen gelernt. Aber hier verfrieren alle Blumen. Herr Lehrer, verstehen Sie auch zu malen? Wollen Sie mir eine Rose malen?“

„Ich will es versuchen, Herrin!“

„Und singen Sie auch, Herr Lehrer?“

„Ein wenig, Herrin.“

„Oh Vater, guter, lieber Vater, er kann Alles, er ist, wie der liebe Gott, so klug und weise und so schön,“ jauchzte das junge Mädchen, indem sie ihre beiden Arme um den Nacken ihres Vaters schlang, und einen glühenden Kuß auf seine Lippen

drückte. „Vater, ich danke Dir für den lieben, prächtigen Lehrer, und ich verspreche Dir, daß ich eine gute und folgsame Schülerin sein will. Nun lebe wohl, denn ich muß zu den Schwestern, muß ihnen sagen, welch' ein Glück uns bevorsteht."

Sie sprang anmuthig und leicht wie eine Gazelle durch das Gemach und verschwand hinter der Thür.

Benjowsky schien es, als sei das Gemach plötzlich dunkel geworden, als sei der Sonnenstrahl aus demselben verschwunden.

„Ihr seht, sie ist noch ein ganzes Kind, obwohl sie schon sechszehn Jahre alt ist," sagte der Gouverneur lächelnd. „Ihre beiden Schwestern sind nicht viel anders, doch nicht ganz mehr so kindlich, denn sie sind um zwei Jahre älter. Ihr werdet es zuweilen ziemlich schwer finden, die lebhaften, geschwätzigen, jungen Mädchen zu unterrichten. Aber Ihr unternehmt es doch, nicht wahr?"

„Ich unternehme es," erwiderte Benjowsky lächelnd.

„Nun geht, Ihr seid also von dieser Stunde an der Lehrer meiner Töchter," sagte der Gouverneur. „Als solchen dispensire ich Euch von allen öffentlichen Arbeiten und werde Befehl ertheilen, daß man Euch die Lebensmittel gebe, wie sie ein

Soldat der Garnison empfängt.*) Nein, danket mir nicht, ich wünschte, ich könnte mehr für Euch thun, aber es geht nicht so auf einmal. Indessen hoffet auf die Zeit. Sie wird Manches für Euch zum Bessern umgestalten. Und jetzt lebt wohl. Morgen früh erwarten Euch meine Töchter zum Unterricht."

Als Benjowsky nach all' den wechselnden Ereignissen dieses Tages wieder in das Haus seines Gastfreundes zurückkehrte, fand er da das Comité des Bundes versammelt, und ward von den Herren mit lauten Willkommengrüßen empfangen.

„Freunde," sagte er, „ich habe Euch großes Glück zu künden. Wir bedurften nothwendig des Geldes, um Waffen und Pulver anzuschaffen, nun wohl, ich werde uns viel Geld verdienen, denn ich spiele Schach."

„Aber man wird Euch Euer Geld wieder abnehmen," seufzte Crustiew.

„Nein, man wird das nicht thun, denn ich werde mein zukünftiges Haus verschließen und verriegeln, und ein Schild mit einem Schlüssel über der Hausthür anbringen."

---

*) Mémoires et voyages de Benjowsky. I. 99.

„Ihr seid also nicht mehr ein Exilirter, ein Ausgestoßener?“ fragten sie erstaunt.

„Ich bin ein Exilirter, aber ich werde wieder bei meinem Namen genannt, wie's einem Manne ziemt.“

„Aber Ihr werdet doch, obwohl man anerkennt, daß Ihr der Graf Benjowsky seid, zu den niedrigsten und gemeinsten Arbeiten gezwungen werden, Ihr werdet Hermeline fangen, und Kaninchen und Füchse jagen und Zobel fangen.“

„Ich werde das Alles nicht thun,“ sagte Benjowsky lächelnd, „denn ich bin Schulmeister geworden, und werde die Töchter des Gouverneurs lesen, schreiben und sprechen lehren.“

Und er erzählte ihnen, oft unterbrochen von den lauten Beifallsrufen seiner Zuhörer, Alles, was sich heute begeben hatte.

„Meine Freunde,“ fragte er am Schluß seiner Erzählung ernst und feierlich, „meine Freunde, findet Ihr, daß ich meine Zeit gut angewendet habe? Seid Ihr zufrieden mit Eurem Chef?“

Sie dankten ihm mit lautem Jubel, sie brachen aus in Freude und Entzücken und priesen seine Klugheit und Weisheit, und dankten Gott, daß er

Benjowsky zu ihnen hergesandt, denn er werde sie Alle erretten und befreien.

Aber Benjowsky blieb still und schweigsam und stimmte nicht ein in den lauten Jubel. Seine Gedanken kehrten unwillkürlich immer wieder zurück zu der wunderholden Erscheinung, welche er heute gesehen. Er vergegenwärtigte sich ihr Bild, er sah das reizende Köpfchen vor sich mit den gesenkten Augenlidern, und die schlanke, jungfräuliche Gestalt. Er fühlte tief bis in seine Seele hinein den glühenden Blick ihrer schwarzen Augen, und als er spät endlich sich auf sein Lager warf, da schweiften seine Gedanken nicht hinaus in die Ferne und Weite, da suchten sie nicht die ferne, die verlorene Geliebte, sondern sie richteten sich immer wieder auf das wunderliebliche Mädchen in seiner Nähe, und wie trunken von Freude und Glück, murmelten seine Lippen: „Ich habe heute einen Engel gesehen! Oh Aphanasia! Aphanasia!“

(Ende des zweiten Bandes.)

Druck von Ferd. Reichardt & Co., Berlin, Neue Friedrichsstr. 24,
(in V.: E. W. Lehmann).

Inhalt des zweiten Bandes.

		Seite.
VII.	Der Schwur	3
VIII.	Eine Seele im Fegefeuer	27
IX.	Ein neues Leben	64
X.	Lorbeern und Ketten	128
XI.	In Kamtschatka	195

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mühlbach, Luise,

Graf von Benjowsky historischer Roman

Bd.: 2

Jena [u.a.] 1865
P.o.germ. 958 gue-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10115098-0